

2012/2
ISSN 1613-3889

Jesuiten

IHS

Bildung

Jesuiten



2012/2
Titelbild sowie weitere
Bildmotive zum
Themenschwerpunkt
„Bildung“:
Leopold Stübner SJ

1 Editorial

Schwerpunkt

- 2 Was ist Bildung?
 - 4 Da lehrte Gott ihn wie ein Kind
 - 6 Impulse aus der Schulseelsorge
 - 8 Ein Lob der zweckfreien Bildung
 - 9 Gerechtigkeit bilden – in der Jugendpastoral
 - 10 Bildung lohnt
 - 12 Inklusion
 - 14 Jesuitenschule, einmal anders
 - 15 Wie das Geld die Bildung verändert
 - 17 Von Helden und Langweilern
 - 18 Die Klugheit des Bildungsfriedens
 - 20 Vom Umgang mit dem pädagogischen Erbe
 - 21 Bildungssatt? Erwachsenenbildung heute
-

Geistlicher Impuls

- 22 Weisheit als Lebensbildung
-

Nachrichten

- 24 Neues aus dem Jesuitenorden
-

Personalien

- 28 Jubilare
-

Medien

- 29 Der Mensch ist gut, nur die Leute sind schlecht
-

Rückblick

- 30 Abschied aus Aachen, Essen und St. Kunigund
(Nürnberg)
-

33 Autoren dieser Ausgabe

34 Die besondere Bitte

Hochschulen suchen Freunde

37 Standorte der Jesuiten in Deutschland

Liebe Leserinnen und Leser,

haben Sie sich heute schon gebildet? Noch nicht? Dann wird es aber Zeit! Zeit, die Sie nicht verlieren sollten.

„Bildung“, das klingt verheißungsvoll. Das Versprechen und die Aufgabe der Bildung ist das unangefochtene Mantra vieler gegenwärtiger Diskussionen – sei es um den Wert der Familie, um die Aufgabe der Integration oder um den Sinn des Altwerdens.

Doch die Bildungseuphorie hat auch ihre Schattenseiten: Jedes Lebensalter, jede frei verfügbare Zeit wird ihr untergeordnet und droht funktionalisiert zu werden. Und: Wer hat teil an dieser Bildung, wer bleibt außen vor?

Zwischen funktionaler Ausbildung und umfassender Bildung der Persönlichkeit, zwischen dem Ideal der Universalbildung und der Realität modularisierter Weiterbildungszwänge ist das Bildungsthema vielleicht auch deswegen so populär, weil „Bildung“ verspricht, dass ich mein Leben selbst in der Hand habe und mich immer neu selbst gestalten kann. Der Philosoph Peter Sloterdijk bringt es auf den prägnanten Titel: „Du musst Dein Leben ändern!“

Nun kann man diese Formel durchaus mit einem christlichen Zungenschlag aussprechen: Du bist nicht ein für allemal festgelegt, du kannst umkehren und dein Leben gestalten, du bist wertvoll und verantwortlich zugleich – all dies sind Grundlagen der „Bildung“ und zugleich durchaus Bausteine dessen, was man gerne „christliches Menschenbild“ nennt.

So verwundert es nicht, dass der Jesuitenorden von den Anfängen an Bildung als Ideal und

Aufgabe ansah, von den inneren Prozessen der Exerzitien bis zu den großen Institutionen der Schulen und Universitäten.

Dennoch besteht gerade in Deutschland kein Grund dazu, die Verbindung von Bildung und Jesuitenorden nur als eine Erfolgsgeschichte zu erzählen. Die Erfahrung der sexuellen Gewalt und der missbrauchten Macht, die Schüler und Schülerinnen in Schulen und Jugendverbänden der Jesuiten gemacht haben, stellt die Frage nach den Schattenseiten jesuitischen Engagements in der Bildung. Die Redakteure haben sich bewusst entschieden, dieses Heft nicht zu einer Auflistung von Präventionsmaßnahmen und dessen, „was wir gelernt haben“, zu machen. Ersteres wäre geschmacklos, zweites zu früh. In zwei Artikeln soll das Thema des Missbrauchs explizit angesprochen werden. Abgeschlossen ist es keineswegs und die Frage, was es für den Orden bedeutet, ist noch nicht einmal anfänglich ausgelotet.

Insgesamt gibt es also Grund genug zu fragen, welche Aspekte das jesuitische Verständnis von Bildung aufweist. Drei Themen stehen dabei im Vordergrund: Das erste fragt nach der Verbindung von Spiritualität und Bildung und bietet so die Grundlagen. Das zweite versucht, „Bildung“ und „Gerechtigkeit“ zusammenzubringen – eine Verbindung, die der Orden nach dem II. Vatikanischen Konzil in besonderer Weise entdeckt hat und zu fördern versuchte. Der dritte Aspekt widmet sich explizit aktuellen Spannungsfeldern. Also: Haben Sie sich heute schon gebildet? Wir wünschen Ihnen, dass Sie dies mit diesem Heft tun – und dabei auch einige Freude finden können.

Holger Adler SJ
Tobias Specker SJ
Tobias Zimmermann SJ

Was ist Bildung?

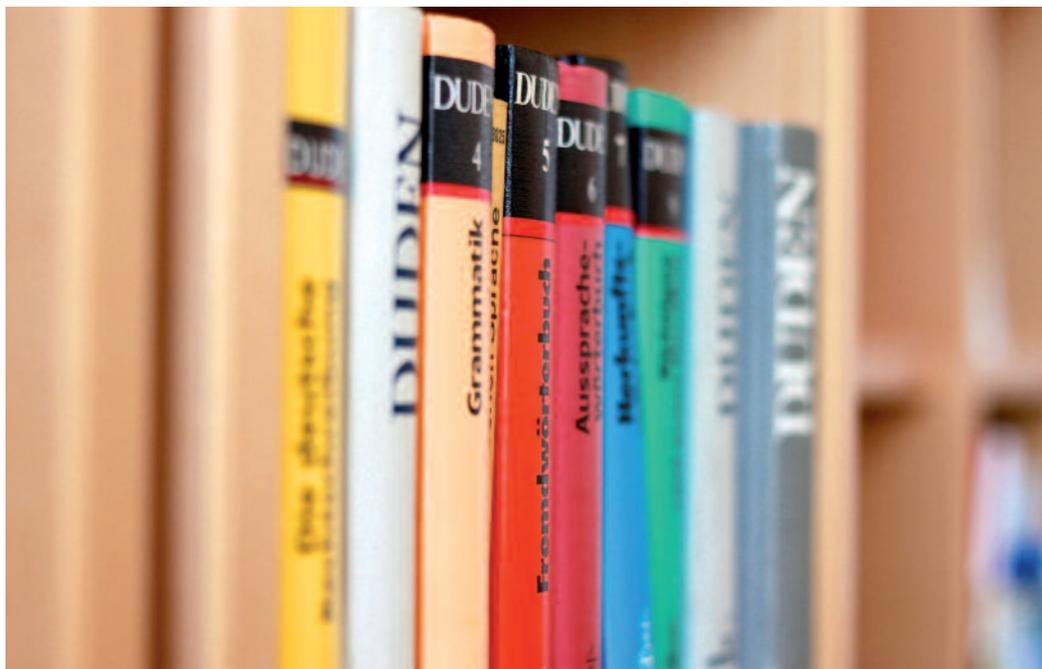
Ein Mensch kann einen anderen nicht bilden. Er kann ihn nur ausbilden. Bilden kann man sich nur selbst. „Sich zu bilden, ist tatsächlich etwas ganz anderes, als ausgebildet zu werden. Eine Ausbildung durchlaufen wir mit dem Ziel, etwas zu können. Wenn wir uns dagegen bilden, arbeiten wir daran, etwas zu werden – wir streben danach, auf eine bestimmte Art und Weise in der Welt zu sein“, schreibt der Philosoph Peter Bieri. Es geht bei der Bildung also um mehr als informiert zu sein. Ein anderer Philosoph, Alfred N. Whitehead, konstatiert: „Ein bloß gut informierter Mensch ist der nutzloseste Langweiler auf Gottes Erde.“ Er meint, dass die in Bildungseinrichtungen vermittelten Ideen nicht bloß passiv sein dürfen. Sie müssen „in Beziehung stehen zu dem Strom aus Sinneswahrnehmungen, Gefühlen, Hoffnungen, Wünschen und geistigen Aktivitäten, der unser Leben ausmacht.“

Gelingt es der jesuitischen Pädagogik, nicht nur passive Ideen einzutrichtern, sondern Menschen hervorzubringen, die sich aktiv selbst bilden? Mitunter schon, bedenkt man, dass zum Beispiel Descartes, Voltaire und Molière Jesuitenschüler waren. Am Beispiel von Descartes kann man gut ablesen, was einen gebildeten Menschen ausmacht. Die Einführung in die klassischen Sprachen und die Mathematik, die er bei Jesuiten erfuhr, machte ihn zum Gegenteil eines Fachidioten. Sie machte ihn zu einem Menschen, der klar denken und sich klar artikulieren konnte. Obwohl er zunächst Jura studierte, bereicherte er später auch die Mathematik und die Naturwissenschaften um bedeutende Entdeckungen, wurde schließlich der Vordenker der Moderne. Er verkörpert Bildung. Der gebildete Mensch kennt die Ge-

schichte und die Tradition. Nicht detailverliebt und rückwärtsgewandt, sondern um sie als festen Boden zu benutzen, von dem er sich in der Gegenwart zu neuen Ufern abstoßen kann. Er schafft kreativ Neues, nicht verengt in einem kleinen Bereich, sondern verwoben mit dem Ganzen seiner Zeit und Kultur.

Wie wird man ein solcher Mensch? Zunächst braucht man ein Umfeld, in dem aktives Lernen und schöpferisches, auch kritisches Nachdenken geschätzt und gepflegt wird. Die geistige Liberalität, die Descartes in den Niederlanden fand, ist nur ein konkretes historisches Beispiel dafür. In einem Milieu der Enge, der Kontrolle und der passiven Ideen kann Bildung als Selbst-Bildung kaum entstehen. Externe Kontrolle und Passivität sind die größten Feinde intrinsischer Motivation. Mit dem Philosophen Kierkegaard könnte man sagen, dass das Sich-Bilden damit zusammenhängt, „sein wahres Selbst“ zu entwickeln. Diese Aufgabe kann mir niemand abnehmen. Ich kann mich daher nicht davon bestimmen lassen, in welche Kultur ich hineingeboren wurde. Wer geistige „Bildungsreisen“ in andere Kulturen unternimmt, der wird sich fragen: Wie wäre es, wenn ich im alten Rom oder im heutigen China geboren worden wäre? Gerade weil Bildung mich über den Horizont der vertrauten Lebensformen, der Gewohnheiten, ja sogar der tradierten Religion erhebt, gerade deshalb erlaubt sie mir, meine Lebensform, meinen Glauben selbstbestimmt zu wählen. Erst wenn mir Alternativen offen stehen, kann ich frei entscheiden. Bildung schützt daher gegen Totalitarismus und die Verabsolutierung partikulärer Perspektiven. Sie erfordert daher auch den ständigen Prozess, sich selbst kritisch zu hinterfragen. Das unhinterfragte Leben ist nicht wert gelebt zu werden, sagt Sokrates.

Bildung heißt daher gerade nicht, dass man seine Quellen vergessen hat. Der Gebildete wird



seine Quellen ständig kritisch hinterfragen: „Wie ist es gekommen, dass ich so denke, wie ich denke? Will ich eigentlich denken, was ich denke?“ Bildung beginnt mit dem Appell „Erkenne dich selbst!“, der den Apollo-Tempel in Delphi schmückte. Und damit hängt der Leitspruch der Aufklärung zusammen: „Wage es, deinen eigenen Verstand zu benutzen!“ Die Geschichte europäischer Aufklärung beginnt nicht in der Moderne, sondern in der Antike. Der vielbeschriebene Übergang vom Mythos zum Logos ist auch die Geburtsstunde der Idee der Bildung. Die Hebammenkunst des Sokrates ist es gerade, dem anderen beim Gebären seiner ureigenen Gedanken zu helfen, sich zu lösen vom Hörensagen und dem Geplapper auf dem Marktplatz der Meinungen. Es geht dabei nicht um passives Faktenwissen, sondern um das Erlernen der begrifflichen Werkzeuge, um das Leben zu prüfen: naive Überzeugungen kritisch zu hinterfragen, sei es naiver Glaube an esoterische Erlösungslehren oder naive Wissenschaftsgläubigkeit. Bildung heißt also, innerlich wach zu sein, nicht leicht verführbar, sondern sogar im guten Sinne skeptisch zu sein.

Die Motivationsforschung hat gezeigt, dass unabhängig von der Kultur fast alle Menschen nach drei Zielen streben: mehr Autonomie, mehr Kompetenz, mehr Einbettung in einen Sinnzusammenhang. Menschen wollen selbstbestimmt, frei und ohne Bevormundung leben. Menschen wollen kompetent sein und lernen. Schließlich wollen Menschen, dass ihr Tun und Handeln einen Zweck hat, dass es eingebunden ist in einen größeren Zusammenhang. Alle drei Ziele lassen sich nur durch Bildung erreichen. Bildung erlaubt Selbstbestimmung, Bildung vermittelt Kompetenz, Bildung eröffnet einen größeren Sinnzusammenhang. Aber wenn das so ist, dann besteht die Aufgabe der jesuitischen Pädagogik eigentlich nur darin, dieses dreifache Verlangen im Schüler zu stärken und zu nähren. Der Pädagoge ist eben eine „Hebamme“ im sokratischen Sinne. ■

Godehard Brüntrup SJ

Da lehrte Gott ihn wie ein Kind

Bildung als spirituelle Aufgabe

Wenn ich bei der Einführung in die ignatianischen Exerzitien versuche, die „Unterscheidung der Geister“ zu erklären, beginne ich gerne mit der Biographie des Ignatius. Wie er, nach der verlorenen Schlacht um die Festung Pamplonas stark verwundet, sich auf dem Krankenbett in seinem Elternhaus in Loyola wiederfindet, um zu genesen. Nun gilt es, die Langeweile zu vertreiben: Ignatius verlangt nach Lesestoff. Ritterromane wären ihm am liebsten gewesen, doch man kann ihm nur die Heilige Schrift und eine Sammlung von Heiligenlegenden reichen. Die Heiligengeschichten können Ignatius inspirieren und er verbringt Stunden in selbstverliebten Vorstellungen eines Minnedienstes für eine Dame hohen Standes. Aber auch die Lebensgeschichte eines heiligen Franziskus oder Dominikus faszinieren ihn. Langsam beginnt er wahrzunehmen, dass die eine Faszination ihn zunächst wie ein Strohfeuer begeistert, am kommenden Tag jedoch vergangen ist, während das Leben eines Franziskus eine bleibende Faszination auf ihn ausübt. Es ist auf diesem Krankenlager, dass Ignatius beginnt, die Verschiedenheit der Geister zu entdecken und zu unterscheiden. Eine Parallele zu unserer Welt der modernen Medien ist nicht schwer zu ziehen: Welche Bücher, Filme, Fernsehsendungen oder Internetseiten inspirieren uns und welche lassen uns leerer zurück, mit einem schalen Nachgeschmack?

Die Geistlichen Übungen des Ignatius bergen einen ganzen Schatz von Beobachtungen für eine Unterscheidung der Geister. „Sein Leben ordnen“, lautet es schon in der Überschrift. Doch was ist das Ordnungsprinzip? Es ist sicher nicht die Leistung. Dies zu lernen ist eine der größten Herausforderungen für die Menschen, die zu uns nach Bad Schönbrunn kommen, um einen der spirituellen Wege zu vertiefen. Das Leistungsdenken dominiert unsere Gesellschaft und kann ganz sublimen Formen annehmen. Erst wenn Gefühle der Enttäuschung in uns darüber auftauchen, dass die Tage der Stille nicht so verlaufen, wie wir es wollten, erst dann merken wir, wie oft wir etwas zu erreichen suchten, anstatt in einer Haltung der Aufmerksamkeit und Dankbarkeit zu wachsen. In den Geistlichen Übungen fordert Ignatius uns auf, beim Gebet „Gott, unseren Herrn, zu bitten, was ich will und wünsche“. Ignatius will in uns eine Spiritualität der Sehnsucht wecken. Und ähnlich wie für Jesus in den Heilungsgleichnissen des Neuen Testaments ist es auch für Ignatius ganz wichtig, dass wir lernen, unsere Wünsche und Sehnsüchte auszusprechen. Sicher, Gott weiß, was wir brauchen, noch bevor wir es formulieren. Aber das In-Worte-Fassen verändert uns. Dieses Ins-Wort-Fassen ist ein zentraler Aspekt bei der spirituellen Anamnese, im Rahmen unseres Lehrgangs „Spiritual Care“. Ärzte lernen darin, Patienten zu ermutigen, davon zu sprechen, was ihnen in ihrem Leben bisher Sinn gegeben hat und was ihnen jetzt in ihrer Krankheit Trost und Unterstützung geben könnte.

„Mit Gott sprechen, wie ein Freund zu seinem Freund spricht“, ein weiterer Hinweis des Ignatius: Unser menschenfreundlicher Gott will uns auf Augenhöhe begegnen. Er lädt uns ein zum Dialog. Vorstellungen von Gott, die

uns unter Druck setzen, kontrollieren, klein machen, sind nicht vom guten Geist. Diese Einladung zum Dialog ist eng mit einem weiteren Schwerpunkt des Lassalle-Hauses verbunden: dem interreligiösen Dialog. Ein Dialog hat seinen Namen nur dann verdient, wenn er wirklich auf Augenhöhe stattfindet, bereit dem anderen zuzuhören, ja vom anderen zu lernen. Es ist kein Dialog, wenn das Interesse im Vordergrund steht, den anderen zu belehren. Dies war eine Bitte von muslimischen Freunden zu Beginn unseres Pilgerprojektes nach Jerusalem. Auch wenn wir Christen in den vergangenen 20 Jahren das Pilgern wieder entdeckt haben – für die Muslime gehört der Pilgerweg schon immer zu den zentralen religiösen Pflichten.

Schließlich ermahnt uns Ignatius, dass nicht das Vielwissen die Seele sättigt, sondern das

Verspüren und Verkosten. Bei unseren Lehrgängen zur christlichen Spiritualität, aber auch bei Führungsseminaren in der Wirtschaft ist die Wissensvermittlung das eine, das andere ist immer wieder das Hineinfinden in die Stille und das Erspüren, was uns während der Diskussion eines Themas bewegt hat. So ist das Führen eines geistlichen Tagebuches wesentlicher Bestandteil unserer Bildungsveranstaltungen. Es geht darum, in dieser Achtsamkeit auf das, was unsere Seele bewegt, zu wachsen.

„Da lehrte Gott ihn wie ein Kind“ – vielleicht ist dieses Wort aus dem Pilgerbericht des Ignatius auch eine Einladung an uns, immer wieder zu dieser Offenheit eines Kindes zu finden und uns vom guten Geist führen zu lassen. ■

Tobias Karcher SJ



Impulse aus der Schulseelsorge

Berlin: „Darf ich mal kurz reinkommen?“

„Darf ich mal kurz reinkommen?“, so höre ich es immer wieder an meiner Bürotür. Meist verbergen sich dahinter die kleineren und größeren Sorgen, die der Schulalltag so mit sich bringt. Es ist nicht immer leicht, diesen Schritt zu wagen, doch manchmal braucht es einfach jemand, der da ist und zuhört. Ein anderes Mal genügt auch schon der Griff in die Schale mit Gummibärchen, ein paar Schläge auf den Boxsack oder ein ermutigendes Wort.

Was erleben Menschen, die an die Tür der Schulseelsorge klopfen?

Es tut gut, Belastendes zu teilen. Diese Erfahrung kann jeder machen, der ein schweres Erlebnis mit jemand geteilt hat. Es ist für Schüler nicht selbstverständlich, eine solche Erfahrung im schulischen Umfeld zu machen. Manchmal braucht es ein ermutigendes Wort nach einer schlechten Note, weil z.B. zuhause hohe Erwartungen Angst machen.

„Wenn Du einen Fehler machst, dann feiere ein Fest“. Dieses Zitat von Virginia Satir klingt beim ersten Lesen vielleicht ein wenig fremd. Doch wenn Schüler etwas „verbockt“ haben und wir gemeinsam darüber reden, dann kann daraus manchmal eine wichtige Erkenntnis entstehen.

Mit jemandem im Hintergrund schaffe ich es doch alleine. Schüler haben manchmal den Eindruck: „Das schaff ich selber nicht!“ Da ist ein Konflikt. Sie fühlen sich ungerecht behandelt und bitten um Unterstützung. Im gemeinsamen Gespräch entdecken sie plötzlich, dass es eine ganze Reihe Schritte gibt, die sie selber unternehmen können, bevor jemand von außen eingreifen muss. Gestärkt durch diese Erfahrung wagen sie den nächsten Schritt und oftmals ergibt sich eine gute Lösung, die sie so nicht erwartet hatten. Das macht stolz und ermutigt auch andere Konflikte zu lösen.

Auch mit kleinen Schritten kommt man dem Ziel näher. Das eine oder andere Problem lässt sich eben nicht gleich beim ersten Anlauf lösen. Aber in regelmäßigen Treffen kann eine Strategie entwickelt werden, mit der man Land gewinnt und so dem Ziel näher kommt. Mal braucht es eine Ermutigung, mal einen Hinweis. Ein anderes Mal ist es eine Hilfe zur Zeiteinteilung, weil das Chaos gerade voll zuschlägt.

Es sind viele kleine Konflikte und Probleme, die sich so lösen lassen. Auch mancher Ärger oder Trauer findet Raum und kann losgelassen werden. Es sind Erfahrungen, die auch fürs spätere Leben wichtig sind. Und wer will da noch behaupten: „Man lernt in der Schule nichts fürs Leben!“? ■

Claus Pfuff SJ



Schulbücher in einem Klassenzimmer im St. Benno-Gymnasium in Dresden

Hamburg: „Klar Schiff!“

„Und zum Abschluss bitte mit den Putztüchern in die Fernsehkamera winken!“ Mit dieser Regieanweisung endete am Gründonnerstag auf dem Hof der Sankt-Ansgar-Schule in Hamburg die von einiger Medienpräsenz begleitete Reinigungsaktion „Klar Schiff!“, bei der die Schüler während der Fastenzeit Impulse zum äußeren wie innerlichen Aufräumen erhielten. Insbesondere der spektakuläre Abschluss als flashmob-ähnlicher Open-Air-Event mit religiöser Grundierung (gemeinsames Putzen, Singen, Beten, Bedenken der Schrift) darf als jugendgemäß angesehen werden, nimmt man die auf dem Würzburger Symposium für Ignatianische Pädagogik („iPäd“) dargebotenen Ergebnisse der Jugendsoziologie zum Maßstab: Jugendliche mögen posttraditionelle Vergemeinschaftungsformen, die ihnen anlass- und erlebnisbezogen das Gefühl vermitteln, Teil eines größeren Ganzen zu sein: „Ich war dabei!“ Sie lieben ungewöhnliches Inszenieren als Steigerung von Erlebnisqualität ebenso wie das „gechillte“ Ankommen.

Die von der Kamera eingefangene Momentaufnahme einer bewegenden Aktion ließe sich zum Sinnbild für das nötige Nachdenken über Bildung vergrößern. Der maritime Appell

„Klar Schiff!“: ein Aufruf, sich um die „Gefechtsbereitschaft“ von Schule in stürmischer See zu sorgen.

Wie nah oder wie fern ist eine nunmehr im Ganztagsmodus (G8) auftretende Schule der sich dynamisch entwickelnden Lebenswelt ihrer Schüler? Wie erfahrungs- und erlebnisbezogen wird in ihr gelernt? Wie verschlankt sie ihre Lehrpläne, so dass der Schüler als Subjekt des Lernens den Stoff noch sinnvoll verarbeiten kann? Wie viel Zeit räumt sie ein, um über das Gelernte nachzudenken? Mit wie viel Sorgfalt betrachtet sie die Lernentwicklung des Einzelnen? Wie fördert und fordert sie soziales Lernen? Wie viele Inseln für unverzwecktes Dasein hält sie vor? Wie viel Geborgenheit und Heimat vermittelt sie dem Schüler, der das Gelände morgens betritt und nachmittags wieder verlässt? Wie gelingt es ihr, die Fliehkräfte ihrer vielen Aktivitäten in einem Gravitationszentrum zusammen zu halten? Religiös ausgedrückt: Wie sehr sorgt sich Schule um die Mitte all dessen, was in ihr sinnvoll angeboten wird?

Eine gute Schule im Sinne einer ignatianisch geprägten Pädagogik wird diesen Appell nicht überhören. ■

Jürgen Brinkmann

Ein Lob der zweckfreien Bildung

Anna Eilemann (66) hat an der Uni ein Seniorenstudium in Philosophie begonnen, Friedhelm Moser (72) verbringt fast jede freie Minute entweder im Schwimmbad oder in der Volkshochschule, um sich gegen Alzheimer zu schützen. Und auch viele Kinder wie etwa die zehnjährigen Mädchen Steffie und Isabell müssen heutzutage nahezu rund um die Uhr ihre Talente entfalten: Nach sechs Stunden Schule, nach Ballett- und Musikunterricht am frühen Nachmittag, schaffen sie es gegen 17 Uhr erschöpft und abgehetzt noch gerade so in die Kinder-Gruppenstunde der Gemeinde.

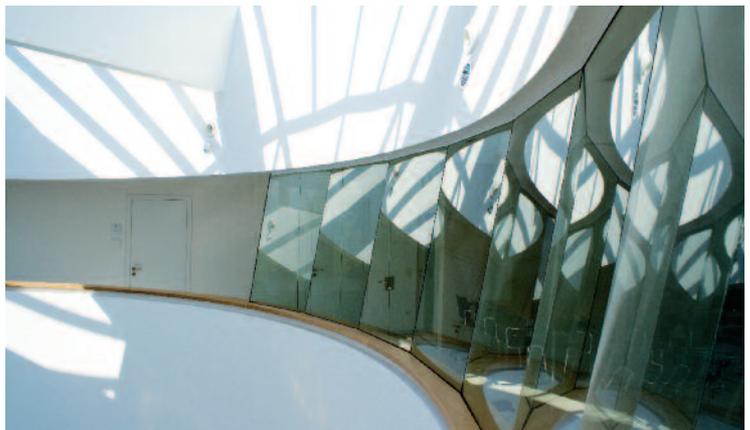
Erstaunlich, wer und auf welche Weise sich da alles so bildet in unserem Land der Bildungsoffensive. Bildung ist in unseren Tagen fast zum Kampfbegriff mutiert, weil sie viele Menschen für unser wahres Kapital halten. „Non scholae, sed vitae discimus“ – „Nicht für die Schule, sondern für das Leben lernen wir“ stand über dem Portal meiner Schule. Heute appellieren Politiker an die Bürger, dass man sich ein Leben lang bilden müsse, weil das gut sei für die mentale Fitness und gut ausgebildete Menschen darüber hinaus den Wirtschaftsstandort Deutschland stärken.

Davon war meine Tante Nannerl noch nicht infiziert. Es war urgemütlich, wenn wir als Kinder am Morgen noch ein wenig in ihrem Bett ku-

scheln konnten und fasziniert ihren Geschichten von früher lauschten. Einfach so. Und eine der tiefstinnigsten chassidischen Geschichten erzählt von dem bildungshungrigen Rabbi Schmelke, der, um nicht zu viel Zeit zu verschlafen, nur sitzend ruhen wollte und eine brennende Kerze zwischen den Fingern hielt, die ihn wecken sollte, sobald die Flamme seine Hand berührte. Ein befreundeter Rabbi überredete ihn dann doch einmal, sich richtig schlafen zu legen. Er schlief bis zum hellen Morgen und als er danach vor die Gemeinde trat und den Gesang vom Schilfmeer sang, waren die Zuhörer so tief berührt, dass sie den Saum ihrer Kaftane rafften, um nicht von den Wellen benetzt zu werden. Im Schlaf hatte der Rabbi zu seiner wahren inneren Stärke und Heiligkeit gefunden. Einfach so.

Ich selber nehme manchmal zwischendurch einen Gedichtband zur Hand und lese ohne Absicht – mitten am Tag von „Sternenstaub“ oder verliere mich abends in „Birkenhainen“. Nicht für eine Predigt, nicht für einen Vortrag, nicht um mein Gedächtnis zu trainieren, sondern einfach so. ■

Werner Holter SJ



Gerechtigkeit bilden – in der Jugendpastoral

Ein schöner, lauwarmer Sommerabend brachte uns vor bald zwei Jahren zusammen. Ich führte die älteren Herrschaften in die Krypta unserer Kollegskirche. Sie waren tief beeindruckt von der Kraft, die sich in diesem Raum bündelt und vom Geist, den die Mauern dort atmen. Zwei Wege hatten sich gekreuzt, die vielleicht unterschiedlicher nicht hätten sein können – und doch, es war uns, als wäre es bestimmt gewesen, dass wir uns trafen.

Beim gemeinsamen Essen erzählte ich von meiner Arbeit als Schulseelsorger, von der offenen Tür zu meinem Büro und wer so alles hereinschaut, von unseren Schulgottesdiensten und Besinnungstagen und nicht zuletzt davon, warum wir Jesuiten Schule machen und uns um Jugendliche kümmern – eben weil es uns ein Anliegen ist, „Männer und Frauen für andere und mit anderen zu bilden“. Sie interessierten sich sehr für unser Mentorenprogramm, wie also ältere Schüler den Neuen helfen, sich im großen Kolleg zurechtzufinden. Sie lauschten gespannt meinem Bericht vom Sozialpraktikum, bei dem unsere Oberstufenschüler für gut vier Wochen einen Dienst in Alten- und Pflegeheimen, in Krankenhäusern und Behinderteneinrichtungen tun, um dort Menschen, denen es nicht so gut wie ihnen geht, ganz nahe sind und ihnen den Alltag erleichtern. Und sie wurden hellhörig, als ich von ProCura erzählte, einer neuen Form sozialer Jugendarbeit: Jugendliche engagieren sich für ein Projekt im Ausland, sie informieren sich über die Not, sammeln Gelder, besuchen das

Projekt und packen vor Ort zusammen mit einheimischen Jugendlichen an. So erfahren sie, dass sie helfen können und dass sie gebraucht werden. Sie erleben sich als Subjekte der Hilfsbereitschaft.

Erst Wochen später offenbarten mir die beiden, dass sie eine Stiftung gründen wollten: Für soziale Zwecke mit Jugendlichen im kirchlichen Bereich. Über Monate nahm die Idee immer konkretere Gestalt an. Unser gegenseitiges Ringen – hier das Seelsorgerische, dort das Unternehmerische – war vom gemeinsamen Geist beseelt, „den Seelen zu helfen“, und dem Wunsch, diejenigen zu unterstützen und zu fördern, die sich für andere einsetzen. Anfang 2012 wurde die „Stiftung Ignatianische Jugendpastoral“ gegründet zu dem Zweck, „Jugendliche dabei zu unterstützen, ein engagiertes Leben aus dem christlichen Glauben zu führen. Sie sollen erfahren, dass ihr Einsatz wertvoll ist und dass sie selber – gerade auch als junge Menschen – viel bewegen können.“

Das Spannende für mich an dieser Stiftung besteht darin, dass es uns allen um Bewegung und um Dienst geht: Da sind Jugendliche, die sich von der Not anderer bewegen lassen, sie engagieren und solidarisieren sich und lassen sich in Dienst nehmen. Das wiederum bewegte die beiden älteren Herrschaften, die in ihrem Leben schon viel bewegt und geleistet haben. Sie wollen etwas von dem, was ihnen gegeben wurde, zurückgeben und weitergeben und dabei selber eine aktive und zugleich dienende Rolle spielen. Diese Reihe ließe sich mühelos fortsetzen, denn dort, wo sich jemand bewegen lässt und sich bewegt, da bewegt er etwas und andere – und so soll diese Initiative der Hilfs- und Dienstbereitschaft weite Kreise ziehen. ■

Philipp Görtz SJ

Bildung lohnt

Gerechtigkeit als Ziel mit Wirkung im Alltag

Gerechtigkeit fällt nicht vom Himmel, sondern wird immer wieder neu bestätigt und angewandt. Der Gerechtigkeitsdiskurs kreist um Fragen wie: Was ist gerecht? Worauf beziehen sich Gerechtigkeitsforderungen? Wie ist Gerechtigkeit am ehesten herzustellen? Wie können Menschen in schwierigen Situationen handlungsfähig bleiben und welche Bedingungen sind erforderlich? An diesen Fragen orientiert sich auch der Bildungsauftrag des Heinrich-Pesch-Hauses in Ludwigshafen.

Ein Schwerpunkt unserer Arbeit liegt in der Schulung von Führungskräften aus dem medizinischen Bereich, in Banken, Schulen oder der Privatwirtschaft. Der klassische Abendvortrag mit Diskussion nimmt dabei an Bedeutung ab, ist aber immer noch unverzichtbar. Pater Hengsbach zeigt das in seiner neuen Reihe „Friedhelm Hengsbach SJ fragt nach...“, in der er u.a. mit Ministerpräsident Beck zum Thema „Christen in politischer Verantwortung“ diskutierte. Zusätzlich zu den öffentlich ausgeschriebenen Veranstaltungen wendet sich heute ein Teil unseres Bildungsangebotes im Rahmen von Kooperationen mit Arbeitgebern an nicht öffentlich beworbene Kreise verschiedener Berufsgruppen. Diese Kurse vermitteln etwa die Einsicht, dass man, um als Führungskraft akzeptiert zu werden, als „gerecht handelnd“ angesehen werden muss. Gerechtes Handeln setzt wiederum eine entsprechende Kompetenz voraus, die man nicht in der Ausbildung erwirbt. Nach Überzeu-

gung von Wirtschaftswissenschaftlern wie Jürgen Weibler und Marcel Feldmann besteht Gerechtigkeitskompetenz bei Führungskräften aus der Fähigkeit, Mitarbeiter/innen an Verfahrens- und Entscheidungsabläufen angemessen partizipieren zu lassen und sie in der sozialen Interaktion mit Würde, Respekt und Anstand zu behandeln. Dies bedarf der Einübung und der ständigen praxisnahen Reflexion.

Unsere Ausbildungskurse der innerkirchlichen Gewerkschaftsvertreter/innen, der so genannten MAVen, vermitteln in einer Mischung aus Theorie und Praxis umfangreiches Wissen auf arbeitsrechtlichen Gebieten und geben konkrete Handlungsempfehlungen. Wer sich auskennt, hat etwas zu sagen. Das kann auch stören! Das mögen auch Schulleiter/innen sagen, die ihre Schülervorteiler/innen bei uns qualifizieren lassen. Wir achten jedoch darauf, dass diese Ausbildungen nicht gegen Leitung gerichtet sind, sondern zum Gespräch befähigen, zur Interessensvertretung und zum fairen Konflikt. Als Teile unserer demokratischen Gesellschaft brauchen auch Schule und Kirche eine angemessene Konflikt- und Partizipationskultur.

Wie geht das, ein Kind erziehen? Wie kann ich mein Kind im Lernen unterstützen? Wie lese und verstehe ich Texte? Wie bereite ich ein Referat vor? Wie lerne ich Lernen? Wie teile ich meine Zeit ein? Die Arbeit unserer Familienbildung im Heinrich-Pesch-Haus unterstützt Kinder jenseits klassischer Bildungsmilieus beim Übergang der verschiedenen Schulformen. Familienarbeit bedeutet in unserer Stadt aber auch Unterstützung in der Erziehung, gerade auch für ärmere und allein erziehende Menschen.

Akademie im Wandel: In einem neuen Projekt sind wir in Zusammenarbeit mit kommunalen



Atrium der Phil.-Theol. Hochschule Sankt Georgen, Frankfurt

Stellen mitten in der Stadt in den Sozialräumen präsent und gestalten dort Lernfelder. Es gilt Brücken zu bilden bzw. dabei zu helfen, Hürden zu überwinden, die Bildung verhindern, und Zugänge zu eröffnen. Hierfür steht u.a. ein bereichsübergreifendes Projekt mit einer Grundschule in Ludwigshafen. Vernetzung, Austausch und Bildung sind Grundpfeiler von Toleranz und sozialer Selbstbestimmtheit, weshalb sich der Erfolg dieses Projektes weit über einzelne und schulische Erfolge hinaus auf den ganzen Stadtteil auswirken kann. Mit verschiedenen Maßnahmen wie Hip-Hop-Tanzgruppen für Schüler/innen, Begleitetes Spielen, Leseförderung und qualifizierte Hausaufgabenhilfe mit Kommunikationstraining für Erst- bis Viertklässler mit Migrationsbiographie sollen günstigere Voraussetzungen für Lernen, persönliche wie soziale Entwicklung und Miteinander geschaffen werden. Akademische Fachtagungen zur Reflexion dieser Tätigkeiten bringen Ministerien, kom-

munale und freie Träger wie Fachkräfte zusammen. Das rheinlandpfälzische Ministerium für Integration, Familie, Kinder, Jugend und Frauen hat das Netzwerk Familienbildung in unserem Haus angesiedelt, um diese Vernetzungsarbeit zu koordinieren und zu unterstützen.

Viele Mitarbeiter/innen und eine Handvoll Jesuiten suchen gemeinsam danach, wie sich Bildungsarbeit heute entwickeln kann und im Alltag Wirkung hat. Für alle Beteiligten zeigt sich bisher, dass sich in den neuen Lernwegen Potential entfaltet. „Klavier vierhändig? Ich träume von viel mehr: Von einer tausendhändigen Musik, von einer Harmonie der ganzen Welt“, so der Poet und damalige Erzbischof Dom Hélder Camara aus Brasilien. ■

Ulrike Gentner
Johann Spermann SJ

Inklusion

Gerechtigkeit in der Schule

Der Begriff der Inklusion zielt im Umfeld von Bildung und Schule stets auf eine möglichst umfassende gemeinsame Beschulung aller Kinder und Jugendlichen. Häufig geht es darum, dass Unterschiede in den Lernausgangslagen oder Leistungsfähigkeiten, beispielsweise durch körperliche Einschränkungen oder geistige und seelische Krankheiten, nicht länger durch eigene Schul- oder Unterrichtsformen kompensiert werden. Das bedeutet den weitestgehenden Verzicht auf Sonder- bzw. Förderschulen. Diese Tendenz lässt sich gegenwärtig in vielen deutschen Bundesländern beobachten. Stattdessen gibt es innerhalb einer Schule und einer Klasse unterschiedliche, individuell angepasste Formen der Unterstützung und der Anforderungen, die an die einzelnen Schüler/innen gerichtet werden.

Der Begriff umfasst aber ebenso die Überwindung der Unterschiede und Grenzen, die sich aus der Wohngegend, der ethnischen Herkunft, dem sozialen Milieu, dem Bildungsgrad oder der wirtschaftlichen Situation der Eltern ergeben. Entsprechend ist das Ziel die Umwandlung von „Problemschulen“ ebenso wie von „Eliteschulen“.

Diese zwei unterschiedlichen Akzente haben ihren Ursprung in den beiden Quellen, die dem Begriff der Inklusion dazu verholfen haben, ungewöhnlich schnell aus der öffentlichen Debatte in die gesetzgeberische Realität überführt zu werden: Zum einen der engagierte und nachhaltige Protest betroffener Eltern und Elternverbände, die sich unter Berufung auf sonderpädagogische For-

schungsergebnisse ebenso wie auf ihr sicheres Gespür als Eltern gegen separierte Bildungswegen einsetzen, die sie zunehmend als Diskriminierung ihrer Kinder empfinden. Zum anderen waren es die Ergebnisse der PISA-Studie aus dem Jahr 2000, durch die deutlich wurde, dass es in Deutschland einen außerordentlich hohen Zusammenhang gibt zwischen dem sozialem Hintergrund der Schüler/innen und ihrem realen Schulerfolg.

Ob sonderpädagogische oder soziale Inklusion: Es geht immer um die Überwindung von Ausgrenzungserfahrungen und Benachteiligungen, die Schüler und Schülerinnen unverschuldet erleiden müssen. Wie kommt es dann, dass eine eigentlich so gute und gerechte Sache vielerorts, auch an Jesuitenschulen, Skepsis und Ängste auslöst? Schnell stellen sich Befürchtungen ein: Das allgemeine Bildungsniveau könnte sinken oder eine Überforderung aller Beteiligten eintreten.

Wer das Anliegen der Inklusion kritisiert, muss sich darum zunächst eingestehen, dass er dies zumeist aus der Perspektive dessen tut, der im Sinne der Inklusion bereits „drin“ ist. Und er muss sich prüfen, ob bei seiner Kritik Angst mitschwingt, zukünftig Nachteile zu erfahren, weil dann zu viele oder die Falschen ebenfalls mit eingeschlossen werden: Die, die jetzt noch ausgeschlossen, „draußen“ sind, erscheinen den anderen als Bedrohung.

Doch diese Sicht birgt für beide Seiten große Nachteile. Die scheinbaren Profiteure der gegenwärtigen Exklusion, die sich vor den weniger Leistungsstarken schützen, sind in Wahrheit mit sich selbst eingeschlossen: Indem sie ausschließen, bleiben sie unter sich und bringen sich um viele Anregungen und Chancen, die sich aus der Verschiedenheit der Menschen ergeben. Die bislang Ausgeschlossenen hingegen werden mit dem Makel der Zweitrangigen versehen. Sie sind aus der Sicht



der Ausschließenden für die erste Liga des Bildungswesens nicht gut genug.

Deshalb ist die Forderung nach mehr Inklusion ein Gebot der Gerechtigkeit ebenso wie der Einsicht, dass sich in menschlicher Heterogenität viel mehr Lehr- und Lernmöglichkeiten ergeben als in bildungstechnischer Homogenität – ohne Auswirkungen auf die Umsetzung der Bildungspläne. Das konnten inzwischen zahlreiche Studien, gerade auch in einem bildungspolitisch bislang eher konservativen Bundesland wie Bayern, nachweisen.

Selbstverständlich gibt es unverzichtbare Voraussetzungen für eine gelingende Inklusion. Als erstes denke ich dabei aber nicht an

Strukturen oder Ausstattungsmerkmale, sondern an die aufrichtige Bereitschaft aller Beteiligten, sich einzugestehen, in welchem Umfang zu unserem konventionellen Schulwesen gegenwärtig Formen aktiver Ausgrenzung gehören, und zwar zur Verbesserung der Aufstiegschancen derer, die jetzt innerhalb dieses Systems beschult werden. Ich persönlich halte diese Voraussetzung, die auch als eine Form von Umkehr betrachtet werden kann, für schwerer erreichbar als diejenigen, die darüber hinaus für eine verantwortliche Inklusion auch noch notwendig sind. Damit meine ich all jene pädagogischen Instrumente, ohne die ein gemeinsamer, aber nicht gleicher Unterricht weder zu realisieren noch zu verantworten ist. Das sind beispielsweise professionelle Standards in der Erhebung der unterschiedlichen Lernausgangslagen, eine solide pädagogische Diagnostik und individuelle Förderplanung; ebenso alle Formen der Unterstützung wie Unterrichtsbegleiter, Trainer und heilpädagogische oder psychologische Fachkräfte. Spätestens hier wird deutlich, dass die Umsetzung von mehr Inklusion nicht ausschließlich in der Verantwortung der Schulträger liegen kann. Denn die wirtschaftlichen Konsequenzen lassen Inklusion natürlich ebenso eine bildungspolitische Angelegenheit sein. Sind die politischen Rahmenbedingungen aber gegeben, so kann dies Schulen radikal verändern. Das St. Aloysius College der Jesuiten auf Malta beispielsweise ist in den zurückliegenden Jahren diesen Umwandlungsprozess mit eindrucksvoller Konsequenz gegangen. So könnte der Einsatz für mehr Gerechtigkeit auch in Deutschland zur Schleifung unserer Schulhofmauern und zur Öffnung der Klassenzimmer führen – mit äußerst weitreichenden Konsequenzen. ■

Axel Bödefeld SJ

Jesuitenschule, einmal anders

Die Cristo Rey-Schulen in den USA

Es war das Jahr 1995, als John P. Foley SJ nach 34 Jahren in seine Heimatstadt Chicago zurückkehren sollte. All die Jahre hatte er vor allem in der Bildung der armen Bevölkerung Perus gearbeitet. Sein Provinzial wollte nun eine qualitativ gute, katholische Highschool gründen – und dies in Pilsen, einem Chicagoeer Stadtviertel von lateinamerikanischen Arbeiterfamilien. Diese hatten kaum Möglichkeiten, ihren Kindern die Bildung zukommen zu lassen, die andere Milieus für selbstverständlich halten. Andere Jesuiten hatten die Straßen von Pilsen geradezu abgeklappert, um zu fragen, was die Bewohner am meisten brauchten. „Eine College-Prep-school“ war ihre Antwort: Ein privates Gymnasium, das auf die Universität vorbereitet.

Pater Foley kehrte also zurück, um diese Idee faktisch ohne Geld zu entwickeln. Nach etlichen Rückschlägen und Umwegen entwickelten er und sein Team einen gewagten Plan: In jedem Monat sollten die Schüler fünf Tage an einer einfachen, aber doch professionellen Arbeitsstelle arbeiten und das Gehalt dazu verwenden, das Schulgeld aufzubringen. Gegen pessimistische Stimmen setzte sich die unkonventionelle Idee durch: 1996 öffnete in Chicago die Cristo Rey Jesuit High School mit Pater Foley als Gründer und erstem Rektor.

Die Kombination aus Arbeit und Schule lief gut – sogar besser als erwartet. Der Erfolg der

Cristo Rey-Schule und ihres innovativen Finanzierungsmodells sprach sich im Land herum. 2001 wurde das Cristo Rey-Schul-Netzwerk gegründet – neue Schulen in Denver, Portland und Los Angeles öffneten in Folge. Heutzutage umfasst das Cristo Rey-Netzwerk 24 Schulen in 16 Bundesstaaten. 6900 Schüler profitieren von ihm, alle aus sozial schwachen Familien: 95% der Schüler haben einen latino-, afro-amerikanischen oder ähnlichen Hintergrund. Die Schulen nehmen Kinder aller religiösen Bekenntnisse auf.

Die Unterrichtstage und das Schuljahr sind bewusst länger gestaltet, das Bildungsmodell ist herausfordernd und die Schüler werden mit professioneller Hilfe in die Lage versetzt, ihre Fähigkeiten für das College zu entwickeln.

Auch wenn Cristo Rey-Schulen nicht das Allheilmittel für die gravierenden Bildungsprobleme in den Großstädten der USA sind, so ist es doch ein nachhaltig erfolgreiches Modell. Wesentlich für seinen Erfolg ist die Starthilfe und die andauernde Unterstützung durch das nationale Cristo Rey-Büro. Es leistet die Qualitätssicherung, zum Beispiel durch:

- Datenbankgestützte Informationen für die Lehrer
- Weitere Begleitung der Bildungsbiographie der Absolventen
- Zusammenarbeit mit lokalen Gruppen im Umfeld der Schulen
- Unterstützung spiritueller Bildung
- Best-practice Austausch im Netzwerk

Schon über zehn Jahre nun hat das Cristo Rey-Netzwerk Schülern, die eine College-Bildung für einen unerreichbaren Traum hielten, Hoffnung und Zukunft gegeben. Das innovative und kreative Engagement von Pater Foley und seinem Team hat nicht nur den Lebensweg so mancher Schüler geprägt, sondern auch das katholische Bildungsengagement inmitten der Großstadt neu belebt. ■

Übersetzung und Redaktion:
Tobias Specker SJ

Wie das Geld die Bildung verändert

Von der Wirtschaft lernen heißt siegen lernen. Solche Slogans inspirierten die Politik in den vergangenen 15 Jahren, eine Hochschulreform in Gang zu setzen, die nicht primär von pädagogischen oder wissenschaftlichen Zielen geleitet war, sondern von der Vision, dass Universitäten dann am besten ihre gesellschaftliche Aufgabe erfüllen, wenn sie wie ein Wirtschaftsunternehmen geführt werden. In diesem Zusammenhang wurde ein Bündel von Maßnahmen umgesetzt:

- Leistungsbezogene Bezahlung der Professoren.
- Permanente Evaluation von Lehre, Forschung und Dienstleistungen mit dem Ziel einer nachhaltigen Qualitätskontrolle.
- Umstellung der Forschungsförderung auf antragsbasierte Projektförderung.
- Abbau dauerhafter Planstellen zugunsten drittmittelfinanzierter Projektstellen.
- Relativierung der universitären Selbstverwaltung zugunsten der Kontrolle durch extern besetzte Hochschulräte.

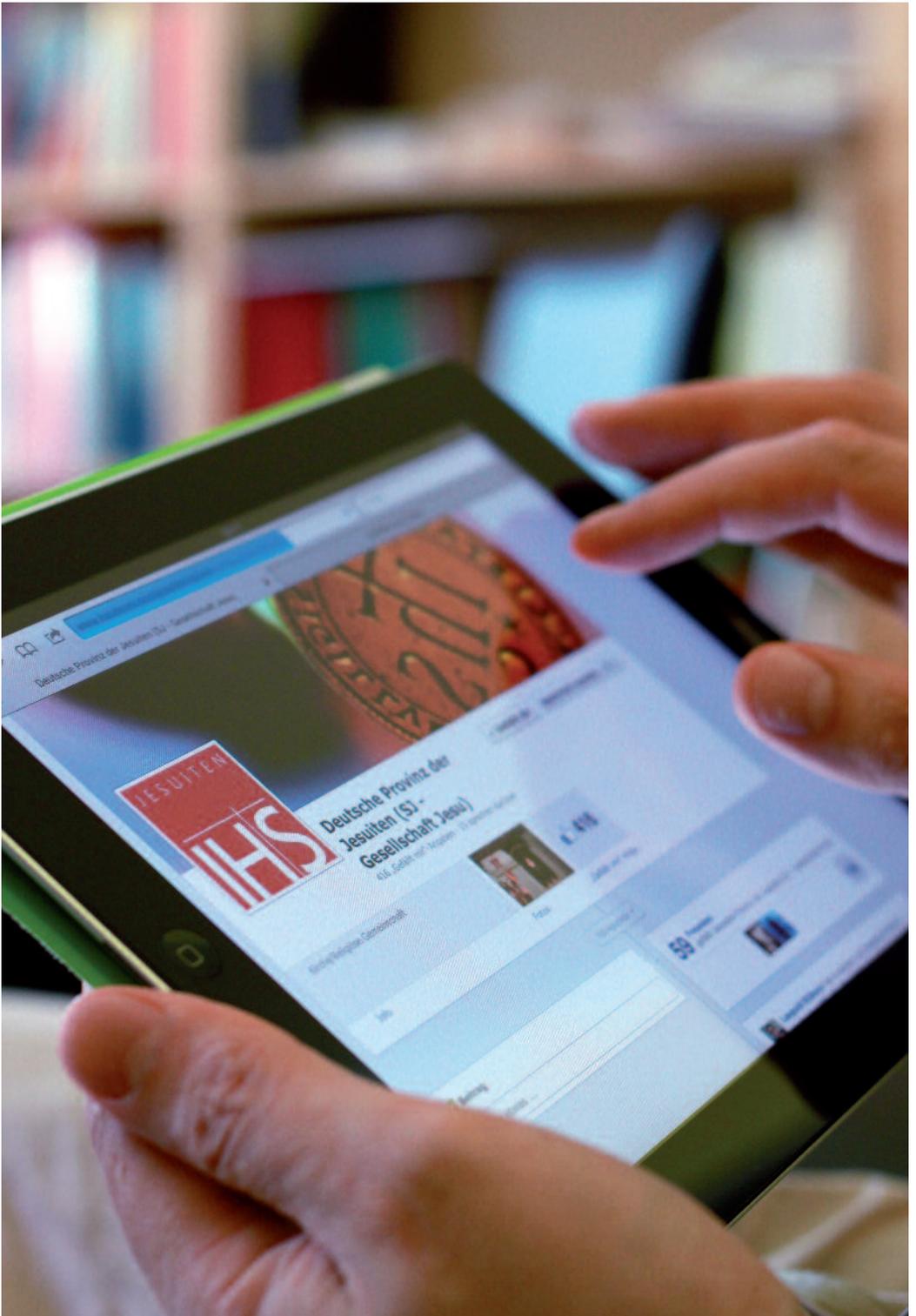
Die direkten Zuweisungen der Länder an die Hochschulen steigen bis heute nicht linear mit den Studierendenzahlen. Die Regierungen lassen die Hochschulen trotzdem nicht im Regen stehen. Für die Forschung ist ein sattes Geldpolster vorhanden, das für erfolgreiche Einrichtungen jederzeit abrufbar ist. Kurz und ohne Übertreibung: Das Geld für Forschung „liegt auf der Straße“. Wissenschaftler müssen sich jedoch der Mühe unterziehen, ihre Projektideen in die Form respektabler Anträge zu bringen, damit sie von den anonym mitlesenden „peers“ ihres Fachs akzeptiert werden. Professoren klagen weniger über die Mechanismen



der Forschungsförderung als über den Druck in Folge des permanenten Evaluierens. Beim Kollegenranking zählen oft nur messbare Kennzahlen (Summe der eingeworbenen Drittmittel, Zahl der Publikationen, Zahl der Studienabschlüsse). An dieser Stelle rächt sich, dass die Steuerung einer Hochschule den Betriebswirten überlassen wird.

Wie nehmen die vom Orden getragenen Hochschulen an den Veränderungen hin zu mehr Marktorientierung teil? Wir möchten an der Idee einer sich selbstverwaltenden Hochschule, die allen Gruppen, auch den Studierenden, Mitspracherechte einräumt, festhalten. Ich kann dem Gedanken eines extern besetzten Aufsichtsrats, der die strategischen Grundlinien vorgibt und jederzeit in das operative Geschäft eingreifen kann, nichts abgewinnen. Mir ist aber bewusst, dass sich unsere Professoren noch stärker an den heute üblichen Modellen der Forschungsförderung beteiligen, Drittmittel einwerben und die Bereitschaft mitbringen müssen, sich evaluieren zu lassen. Unsere Studierenden sehen wir auch in Zukunft nicht als Kunden, sondern als Junior-Partner auf der gemeinsamen Suche nach Wahrheit. ■

Heinrich Watzka SJ



Von Helden und Langweilern

Der Held meines Noviziates war Bobadilla (1511-1590) – ein Querkopf unter den frühen Gefährten des Hl. Ignatius, der den Gehorsam recht weit fasste und von der beglückenden Kraft seiner Originalität so überzeugt war, dass er gerne gegen den Strom schwamm. Kein Zweifel, die anderen Gefährten sahen neben ihm etwas angepasst und langweilig aus.

Allerdings war die Sympathie für Bobadilla nicht teuer bezahlt. Sowohl in der Selbst- als auch in der Fremdwahrnehmung der Jesuiten ist der Weg gegen den Strom die Hauptstraße, auf der einem wenige entgegenkommen. Das vorherrschende Bild des Jesuiten der letzten fünfzig Jahre ist sicherlich nicht mehr der kadavergehorsame Soldat in der gleichförmigen Truppe des Papstes, sondern eher der vielfach begabte Solitär, der mit seinem individuellen Charisma auf der tapfer verteidigten Scholle seines Werkes Menschen an sich zieht und prägt. In der Bildung schlägt sich dies in dem Vorbild des „Paters“ nieder, der „den jungen Leuten etwas zu sagen hat“, sie um sich schart und in unkonventioneller Weise führt.

Dieses Bild ist natürlich ein Klischee. Es ist niemals in Reinform da, und es ist auch nicht ungebrochen. Gebrochen ist es durch die Missbrauchsfälle. Allerdings stehen wir Jesuiten erst am Beginn einer Reflexion darüber. So wenig man sie alle über einen Kamm scheren kann, so deutlich ist der Zusammenhang von ausgeprägtem individuellen Charisma und missbrauchter Macht zumindest in einigen Fällen erkennbar. Dies macht es so schwierig – unter den Jesuiten – und möglicherweise noch viel mehr in der

Wahrnehmung derer, die missbraucht wurden. Es waren eben oft keine deformierten und verklemmten Sonderlinge, sondern begabte und für viele faszinierende Gestalten, die tatsächlich Menschen geprägt haben. Für viele waren es Helden, keine Langweiler.

Nun führt keine direkte Straße von Bobadilla zur Jugendarbeit des 20. Jahrhunderts und von der charismatischen Individualität zum Missbrauch. Aber trotzdem sind die Fragen an das Selbstbild der Jesuiten sowie an ihr Verständnis von Bildung noch nicht anfänglich ausgelotet. Zugegeben, die Fragen sind immer in der Gefahr, die Erfahrung des Missbrauchs, die eine Erfahrung der Opfer und nicht der Jesuiten ist, zu vereinnahmen und in einer narzisstischen Selbstreflexion zu funktionalisieren. Und dennoch ist diese Reflexion wichtig, gerade weil die abnehmende Zahl der Jesuiten in den Bildungseinrichtungen umso mehr Erwartungen an die prägende Kraft des Einzelnen mit sich bringt. Wie also ist es möglich, mit der ganzen Persönlichkeit und individuellen Begabung Bildung zu vermitteln, ohne Menschen auf ungute Weise zu binden? Wie kann weiterhin eine Nähe von erziehender Person und Jugendlichen gelebt werden, die die Bildungssituation davor bewahrt, nun in der Gegenreaktion zum Missbrauch zu einem funktional bestimmten und bis ins letzte hinein reglementierten Rollenverhalten zu verkommen? Wie ist es möglich, das Charisma des einzelnen Jesuiten oder Mitarbeiters zu respektieren, ohne Intransparenz und abgeschottete Zirkel um eine Erziehungsperson zuzulassen? Und schließlich: Wie ist es um das Lob von Dissidenz, Originalität und Unkonventionalität bestellt? Braucht es heute vielleicht doch weniger Helden und einige Langweiler mehr? ■

Tobias Specker SJ

Die Klugheit des Bildungsfriedens

Deutschland will den Bildungsfrieden. Die Gesellschaft selbst soll über ihre Bildung entscheiden. So könnte man die politische Bilanz nach zehn Jahren Aufklärung über die neue deutsche Bildungskatastrophe zusammenfassen. Die klugen Bildungspolitikern in fast allen Parteien haben erkannt, dass man mit einer Reform des Bildungswesens, die sich über die Sorgen und Ängste in den Mittelklassen der deutschen Gesellschaft hinwegsetzt, nichts erreicht. Ausschlag gebend dafür war die Hamburger Entscheidung vom Sommer 2010, als durch einen Volksentscheid das mit der größtmöglichen parlamentarischen Mehrheit unterstützte Projekt einer für alle Kinder verpflichtenden Primarschulbildung bis zum 6. Schuljahr gekippt wurde.

Das war ein Schlag ins Kontor der seinerzeitigen schwarzgrünen Koalition, die die sozialmoralisch sensible „Mehrheitsklasse“ auf ihrer Seite wählte. Die Vernunft des Vorschlags einer verpflichtenden Verlängerung der Beschulung aller Kinder lag doch auf der Hand. Denn je länger die Kinder gemeinsam lernen, umso größer ist die Chance, dass sie voneinander lernen: Die aus bildungsreichen genauso wie die aus bildungsarmen Elternhäusern, weil sie gemeinsam mit einer Sache beschäftigt sind. Außerdem können die Lehrerinnen und Lehrer sich mehr Zeit lassen, um Talente zu fördern und Schwächen auszugleichen. Irgendwie muss doch der Teufelskreis zu durchbrechen sein, der die einen in der Schule erfahren lässt, dass sie wie von selbst immer besser und die anderen, dass sie von vornehe-

rein immer schlechter abschneiden. Wenn so eine wohlmeinende und gut begründete Initiative schief geht, dann müssen interessierte Gruppen am Werke gewesen sein.

Heute kann man nüchtern feststellen, dass die sprichwörtlichen Chefärzte, Steueranwälte und Unternehmensberater aus den besseren Bezirken für den Bürgerentscheid nicht gereicht hätten. Die haben zweifellos zur Herstellung von Öffentlichkeit beigetragen, aber die vielen stillen Teilhaber und Teilhaberinnen, die dem Bürgerbegehren zu kritischer Größe verholfen haben, sind durchaus nicht diesem Oberklassensegment zuzuordnen. Man kann sie eher zur „neuen Mitte“ derer zusammenfassen, die von der Bildungsexpansion der 1970er und 1980er Jahre profitiert haben. Die Allermeisten von ihnen sind, was Bildung, Beruf und Einkommen betrifft, relativ privilegiert, aber sie hegen stille Zweifel, ob ihre Kinder es genauso weit bringen werden. Dafür machen sie weniger die mangelnde Motivation der Nachkommen verantwortlich als die Ungewissheit über die große gesellschaftliche Entwicklung und die Unsicherheit über das, was in zwanzig oder dreißig Jahren noch gilt und wichtig ist. Man erwartet nicht, dass die Kinder besser dran sein werden. Man wäre schon zufrieden, wenn der erreichte Status der Familie in der Generationenfolge gehalten werden könnte.

Diese letztlich defensive Gestimmtheit ist dafür verantwortlich, dass sie von der Vorstellung, ihre Kinder könnten mit Kindern aus Familien, denen Bildung nichts wert ist und die die grundlegenden Voraussetzungen für ein diszipliniertes Verhalten in der Schule nicht selbstverständlich mitbringen, wild zusammengewürfelt werden, in Panik versetzt werden. Viele dieser zwischen Mitte der fünf-

ziger und Mitte der sechziger Jahre Geborenen waren die ersten Akademiker aus ihren Familien und wissen daher, was sie sich selbst abverlangt haben und wie sich vor allem die Mütter krummgelegt haben, damit der Sohn oder die Tochter aufs Gymnasium gehen konnte. Sie können daher nicht nachvollziehen, dass es Eltern aus bildungsfernen Milieus offenbar ziemlich gleichgültig ist, was aus ihren Kindern wird. Jedenfalls sehen sie nicht ein, dass sie ihre eigenen Nachkommen als Motivationsvehikel für die Nachkommen anderer zur Verfügung stellen sollen. Es ist eine sozialmoralische Ansteckungsangst, die sie zu einem bildungsprotektionistischen Verhalten treibt.

Es geht um das Familienmotiv und den Vererbungswillen. Denn die Mitglieder der „neuen Mitte“, die bisher oft Grün in der Kombination mit Rot oder Schwarz gewählt haben, haben nicht Vermögen und Besitz, sondern Bildung und Wissen zu vererben. Besonders für die Virtuosen zweiter Bildungswege kommt es deshalb einer Katastrophe gleich, wenn die Tochter oder der Sohn unter dem Bildungsabschluss der Eltern bleibt. Das können Familien mit Bildungsadel in der dritten und vierten Generation viel lockerer sehen: Am Ende entscheidet nicht der Bildungstitel, sondern das Weltwissen über die Zukunft der Sprösslinge.

Solche Ruhe würde viel helfen. Vielleicht haben die Anderen, die man so voller Angst und Sorge

um die Zukunft der eigenen Kinder flieht, doch auch etwas zu bieten. Denn in einer Schule, in der man mehr oder minder unter sich ist, kann man nicht lernen, mit Menschen zurechtzukommen, die ganz andere Vorstellungen davon haben, was im Leben wichtig ist. Die Pluralität einer Gesellschaft ist doch nur dann belastbar, wenn man mit Respekt auch jenen begegnet, die einem fremd und unheimlich sind. Sonst regiert nur noch das Prinzip der Selbstähnlichkeit, das über geschlossene Beziehungs- und Heiratsmärkte, über gereinigte Bildungsinstitutionen und distinktive Sportclubs, die Gesellschaft auf Dauer spaltet.

Ein anspruchsvoller Begriff von Bildung versteht Bildung auch nicht als eine Ressource engherziger Selbstdurchsetzung, sondern als Bereitschaft, sich dem Anderen auszusetzen und sich für allgemeine Gesichtspunkte offen zu halten. Darin steckt ein Sinn für Verschuldung, die den Narzissmus der unbedingten Selbsterhaltung in Frage stellt. ■

Heinz Bude



Vom Umgang mit dem pädagogischen Erbe

Amüsiert erlebe ich den Alltag der Jugendarbeit, wenn die „Kleinen“ Fünftklässler sich schelmisch erkundigen, wie es denn der liebe Gott nun halte mit dem Fußballspiel. Im Speziellen: Während der zwei Wochen des Sommerlagers im Juni und Juli, mit den 80 anderen Fünftklässlern? Ob er wohl wolle, sie die Fußball-EM schauen zu lassen? Und da der liebe Gott ja die Kinder liebe und den Fußball ... ! Oder ob die Gruppenleiter und der Pater diese Entscheidung lieber ohne den lieben Gott treffen wollten – und wie sie dies dann verantworteten? Anders erfrischend erlebe ich die dichte Atmosphäre in den beiden Wochen um Ostern, in der insgesamt 32 jugendliche Teilnehmer und deren jugendliche Begleiter sich in die Abgeschlossenheit eines Klosters zurückziehen, um sich in aller Ernsthaftigkeit den Geistlichen Übungen zuzuwenden. Die Gründungstexte des Ordens mögen dann doch ein wenig trockener daher kommen.

Aus der „Formula Instituti“ von 1540:

„Und namentlich sollen sie sich die Unterweisung von Kindern (...) anempfohlen sein lassen, die je nach den Umständen von Personen, Orten und Zeiten für sie angebracht erscheinen. Denn es ist in höchstem Maß notwendig, dass der Obere und der Rat mit Eifer über die diesbezügliche Sorge wachen, weil (...) bei den Unseren die Gefahr besteht, dass einer, je gelehrter er ist, dieses Gebiet als auf den ersten Blick weniger auffallend abzulehnen versucht“ (Nr. 6).

Dennoch verrät ein Blick in die „Quellen“ des Jesuitenordens auf beflügelnde Weise die Bedeutung, die Ignatius der „Sorge um die Jugend“ beimisst. Aus der Grundverfassung des Ordens von 1540 geht der Auftrag für den Oberen und seine Berater bezüglich dieser „Sorge um die Jugend“ unmissverständlich hervor. Denn: Genau dieses Feld drohe eher in Vergessenheit zu geraten, weil andere Aufgabenbereiche mit mehr Prestige verbunden seien. Für Ignatius geht es in dieser besonderen Sorge für die Jugend also um die geistliche Verfasstheit des Ordens. Er sieht jeden seiner Mitbrüder dieser Aufgabe verpflichtet und betrachtet sie somit immer auch als „Pädagogen“. Die Besinnung auf die Geistlichen Übungen kann helfen, eine angemessene Haltung als Pädagoge zu finden: Der, der diese Übungen gibt, soll Zurückhaltung demjenigen gegenüber wahren, der die Übungen macht. Und gleichzeitig soll er zugewandt und aufmerksam für jede Bewegung bei sich und beim Üben sein. Mit Abwandlungen ist dies auch anwendbar auf den Beziehungszwischenraum des Jesuiten zur Jugend. Eine wie immer geartete Verletzung dieses Raumes – wenn also ein Jesuit die Haltung der Indifferenz aufgibt – zerstört, verletzt und bleibt vielen Betroffenen eine dunkle Last.

Seit Januar 2010 ist offenkundig, dass die Gesellschaft auf beschämende Weise hinter ihren diesbezüglichen Ansprüchen geblieben ist. Diese tiefe Ernüchterung mag dazu bewegen, sich neu den Geistlichen Übungen zuzuwenden, die alles Notwendige für ein angemessenes Vorangehen im (pädagogischen) Alltag bereit halten. Die Besinnung auf die Quellen des Ordens können den Blick dazu öffnen, das Menschenbild eines freien, unbedingt zu schützenden Individuums, neu zu entdecken und zu fördern; auch und gerade wenn es dieser 10-jährige Fünftklässler ist, der mit einer gewissen Schläue, Gottes Hilfe bemühend, die Frische des Sommers mit der Fußball-EM ein wenig frischer möchte erscheinen lassen. ■

Marco Mohr SJ

Bildungssatt? Erwachsenen- bildung heute

Ich habe lange Phasen meines Arbeitslebens als Jesuit im Kontext von Bildung gearbeitet. Studentengemeinden, in einer katholischen Begabtenförderung, in einer Schule und nun als Geistlicher Rektor in der Katholischen Akademie Hamburg. Alle diese Erfahrungen auf den berühmten einen Nenner bringen zu wollen, wäre vermessen und falsch, denn die „Orte und Zeiten“ haben sich verändert. Deshalb nur einige Farbtupfer, die sich bei meiner nachdenkenden „Arbeitslektüre“ als Überzeugungen durchgehalten haben.

Die europäische Tradition der Bildung seit ihren Anfängen hatte immer auch etwas „Unnützes“ und „Übernützlich“ im Sinn. Sie wollte nie nur Ausbildung sein, sondern führte immer auch einen Aspekt des Anarchischen, des Ungeplanten, ja des Antipädagogischen mit sich. Bei aller Orientierung auf Ziele und Curricula waren für sie die Neugierde, das Ungeplante, das Überraschende ohne Absicht wesentlich. Christlich gewendet könnte man sagen: Es gibt das Unzerstörbare im Menschen, ob jung oder alt, das es in der Bildung zu respektieren und zu pflegen gilt.

Bildung war für die katholische Mentalität eigentlich nie rein bürgerliche Bildung. Im 19. Jahrhundert war das Bildungswesen protestantisch dominiert und geprägt. In dieser Zeit hatte die katholisch geprägte Bildung einen „handwerklichen“ Charakter, auch als Chance

zum gesellschaftlichen Aufstieg in einer nicht eben freundlichen Umgebung.

Die Zeiten haben sich geändert. Heute steckt die Bildung in der Gefahr, nur noch zu einem Element der Statusverteidigung zu werden und dem Stuserhalt zu dienen.

Dennoch: Ein Zug zum „Handwerklich-Praktischen“ im Sinne der Frage: Wie lebt man denn das? sollte auch heute nicht untergehen. Ich würde es die Frage nach dem Elementaren und Wesentlichen des Lebens nennen, verbunden mit der Kompetenz, Einsichten und Wissen auch im praktischen Leben zu bewähren und ihnen eine Stil- und Verkörperungsform zu geben. Man könnte das wohl eine Kompetenz nennen, auch in widersprüchlichen, unsicheren und zerrissenen Situationen und Zeiten ein verantwortliches Leben mit Anstand zu führen. Da das nicht allein unter der Leselampe im Sessel geschehen kann, bedarf es der Mitmenschen und der Pflege der Institutionen, die einen Halt und eine Orientierung auch für andere geben.

Bei aller Betonung individueller Bildungsprozesse gehört für mich der Sinn für die Bedeutung von Institutionen zu einem wichtigen Bestandteil von Bildung in der Kirche. Für wen? Und mit wem? – Diese beiden Fragen bleiben für mich zentral im Zusammenhang auch heutiger kirchlicher Bildung. Derzeit leben wir auf einem großen Bildungsmarkt und müssen uns oft wie Konsumenten verhalten. Aber: auch wenn wir die Buchstaben der Zielsetzungen und des Erfolgs recht gut gelernt haben, ob wir damit auch gelernt haben, das Leben und dessen Zeit zu lesen, ist damit noch nicht gesagt. Ob es nicht einen gebildeten Dilettantismus gibt oder geben sollte – eine spannende Frage? Ernst Bloch hat einmal gesagt: „Religion hat selten vor Dummheit bewahrt, immer aber vor Banalität.“ Kein schlechtes Motto für eine kirchliche Bildungsarbeit heute. ■

Hermann Breulmann SJ

Weisheit als Lebensbildung

Weisheit scheint ziemlich gerecht verteilt zu sein. Jedenfalls beschwert sich kaum jemand darüber, dass es ihm daran mangelt. Wer gibt schon zu, dass er wenig Ahnung hat? Weisheit beginnt allerdings erst mit der Einsicht, dass man wenig weiß. Gerade auf die drängenden Fragen des Lebens bringen wir oft nichts anderes als ein Gestammel als Antwort hervor. Ein Beispiel: Ihnen begegnet eine Bekannte und berichtet von einer schweren Krankheit, die viele berufliche und private Pläne zu zerstören droht. Was soll man da sagen? „Wird schon wieder!“ klingt peinlich unangemessen und verdrängt zu unverhohlen die grausame Realität. Die unausgesprochene Frage lautet ja: Ist das eine gut eingerichtete Welt, in der solch sinnloses Leiden möglich ist? Ist Gott in dieser Welt überhaupt anwesend? Vor dieser Frage verstummt das leichte Daherreden. Wie könnte aber eine weise, eine von Erfahrung gedeckte Antwort auf diese Lebensfrage lauten?

Lassen Sie mich mit einer wahren Geschichte einen Antwortversuch unternehmen. Victor Klemperer, ein Vetter des berühmten Komponisten gleichen Namens, war ein von den Nazis verfolgter jüdischer Gelehrter in Dresden. Sein Herzenswunsch war es, eine große Geschichte der französischen Literatur des 18. Jahrhunderts zu schreiben. Die Nazis verboten ihm aber den Zugang zu Universität und Bibliothek. Er war tief enttäuscht und ver-

zweifelt. Das wissen wir aus einem Tagebuch, das er in den folgenden Kriegsjahren schrieb. Es wurde erst viel später, vor kaum mehr als einem Dutzend Jahren, veröffentlicht. Es ist ein bemerkenswertes Werk deutscher Prosa, das ihm nun als Schriftsteller mehr Anerkennung gebracht hat als seine Studien über französische Literatur. Aber das blieb ihm verborgen. In diesen Tagebüchern selbst beklagt er sich, dass es ihm unter den widrigen Umständen verwehrt bliebe, etwas Großes zu schreiben. Aber für ihn unbemerkt sind gerade diese Seiten das Größte, das er je schrieb. Er beschreibt dort auch das ausweglose Grauen der Bombenangriffe auf Dresden. Aber gerade das Chaos nach der Feuersbrunst ermöglicht ihm, sich dem Zugriff der Gestapo zu entziehen und zu überleben.

Durch den Tunnelblick auf die Bedrohung wird der Mensch oft unwissend und ahnungslos, spürt nicht mehr, dass auch in der Katastrophe eine Chance verborgen sein kann. Unsere Welt ist ein offener Prozess, es werden in jeder Situation immer wieder neue, oft überraschende Möglichkeiten angeboten. Wir erreichen die Ziele, die uns bewegen und beflügeln, oft auf einem ganz unvorhergesehenen, ja verborgenen Weg. Hätte sich Klemperer träumen lassen, dass sein Ziel, ein großes Buch zu schreiben auf diese völlig andersartige Weise in Erfüllung gehen sollte? Das Erstaunliche ist nun, dass wir oft diese unbekannteren Möglichkeiten trotzdem gleichsam blind ergreifen. Wir laufen nicht an ihnen vorbei, obwohl wir gar nicht wissen, was wir da tun. Erst nachher wird uns klar, dass wir einen

Weg beschritten haben, der die tiefsten Bedürfnisse unseres Herzens zum Ziel hatte. Das ist ein merkwürdiger Befund. Während unser Verstand und auch unser Gemüt noch in der Schreckstarre der Katastrophe verweilen, gibt es da doch etwas in uns, das sich leiten und auf einen Ausweg führen lässt. Der geistliche Mensch wird in diesem stummen Ruf, diesem kaum wahrnehmbaren Locken die Stimme seines Schöpfers erahnen. Er ist es, der uns in jeder Situation eine Zukunft eröffnet und anbietet – selbst im Tode. Wir aber bleiben demgegenüber oft in Unwissen und Unglauben. Der große Jesuitendichter Gerard M. Hopkins beschreibt Gott einmal als Weber. Ein Mensch tritt an den Webstuhl heran und fragt: „Was webst du da?“ Gott antwortet: „Das Gewebe deines Lebens.“ Der Mensch zweifelt: „Das sieht ja wie ein wildes Durcheinander von Fäden aus!“ Worauf Gott erwidert: „Du siehst es von hinten. Von meiner Seite her kannst du ein schönes Muster sehen.“ Man kann sich denken, dass der Mensch nun schweigsam wurde. Und mit diesem Schweigen drückte er sein Nichtwissen aus. Dies ist aber die Geburtsstätte seiner Weisheit: nämlich der Ahnung, dass Gott immer noch ein „Mehr“ anbietet, auch wo menschliches Planen scheinbar an ein Ende gekommen ist. Darin, dass Menschen selbst in völliger Dunkelheit mit fast traumwandlerischer Sicherheit ihren Weg nicht verlieren, obwohl ihnen alles weglos erscheint, zeigt sich der, der mit uns wie schon mit den Jüngern von Emmaus auf dem Weg ist. ■

Godehard Brüntrup SJ



Neues aus dem Jesuitenorden

Diakonweihe

Christian Modemann SJ wurde am 22. April 2012 von Bischof Terbartz van Elst (Limburg) in Sankt Georgen zum Diakon geweiht.

Nguyen Quoc Trieu SJ wurde am 14. April 2012 in der Kirche Sacred Heart in Wimbledon von Erzbischof Peter Smith von Southwark, London, zum Diakon geweiht.

Foto: Naotangjar



Diakonweihe Christian Modemann SJ

Foto: Morais



Diakonweihe Nguyen Trieu SJ

Heinemann-Bürgerpreis an Pater Klaus Mertes SJ

Der Vorsitzende der deutschen Bischofskonferenz, Erzbischof Robert Zollitsch, hat Pater Klaus Mertes SJ zur Auszeichnung mit dem Gustav-Heinemann-Bürgerpreis 2012 gratuliert. Er freue sich mit Mertes, dass dessen Beitrag zur Aufklärung der Missbrauchsfälle mit dem Bürgerpreis der SPD gewürdigt werde. Die SPD begründete den Preis besonders mit dem Hinweis darauf, dass Mertes als Rektor des Berliner Canisius-Kollegs Verantwortung für die Schule und für den Orden gegenüber den Missbrauchsoptionen übernommen und dafür vielfältige Anfeindungen in Kauf genommen habe. In seiner Laudatio würdigte der SPD-Parteivorsitzende Siegmur Gabriel auch den Beitrag der betroffenen ehemaligen Schüler, die durch ihr Sprechen die Mauer des Schweigens als erste durchbrochen hatten. Verliehen wurde der Preis am 26. April in Berlin.

Jesuiten beim Katholikentag in Mannheim

„Einen neuen Aufbruch wagen“ war das Motto des 98. Deutschen Katholikentags vom 16. bis 20. Mai in Mannheim. Auf den Straßen und Plätzen der multikulturellen Rhein-Neckar-Metropole präsentierten sich rund 250 Organisationen auf der so genannten Kirchenmeile in kleinen und großen weißen Pagodenzelten den insgesamt 80.000 Teilnehmer/innen dieses traditionellen katholischen Laientreffens. Die Deutsche Provinz der Jesuiten ist seit Jahren regelmäßig mit einem eigenen Stand bei Katholikentagen – und seit 2001 auch bei den evangelischen Kirchentagen – vertreten. Wie bereits 2009 in Osnabrück und 2010 beim Ökumeni-



Bernhard Heindl SJ im Gespräch mit Besuchern beim Jesuitenstand auf der Kirchenmeile in Mannheim

schen Kirchentag in München, kam es zu einer Kooperation mit ignatianisch geprägten Frauengemeinschaften: So präsentierten sich gemeinsam mit den Jesuiten und der Nürnberger Jesuitenmission die Congregatio Jesu (CJ), die Missionarinnen Christi (MC) und die Kongregation der Helferinnen (sa). Darüber hinaus waren die Gemeinschaft Christlichen Lebens (GCL) und die Brüdergemeinschaft der Canisianer mit dabei. Verantwortlich für den Jesuitenstand waren Thomas Busch (Öffentlichkeitsreferat) und Bernhard Heindl SJ (Berufung und Begleitung), die zusammen mit einem Team kommunikativ engagierter Mitbrüder über den Orden informierten. Unterstützung bekamen sie von fünf Schüler/innen aus dem Kolleg St. Blasien, die hoch motiviert den neuen Folder der Jesuiten im Zentrum der Stadt verteilten. Gut nachgefragt waren auch die Angebote der INIGO Medien GmbH. Aber nicht nur im etwas abseits gelegenen Areal der Ordensgemeinschaften waren Jesuiten zu finden: Auch Radio Vatikan mit Bernd Hagenkord SJ sowie das Heinrich-Pesch-Haus aus Ludwigshafen waren mit einem Stand bzw. mit eigenen Angeboten

präsent. Dazu kamen schließlich zahlreiche weitere bekannte Jesuitenpatres, darunter auch Provinzial Stefan Kiechle, die das Programm mit geistlichen Angeboten oder als gefragte Diskussionspartner auf Podien und in Gesprächskreisen bereicherten.

Jesuiten in der Statistik

Die Gesellschaft Jesu hat ihre weltweiten Mitgliederzahlen zum 01.01.2012 veröffentlicht. Zu diesem Zeitpunkt gab es insgesamt 17.637 Jesuiten, von denen 12.526 Priester, 1.470 Brüder, 2.896 Scholastiker – das sind Jesuiten in der Ausbildung – und 745 Novizen sind. Die Deutsche Provinz der Jesuiten zählte zum Stichtag am 01.11.2011 insgesamt 390 Jesuiten, davon 338 Priester, 24 Brüder und 27 Scholastiker.



Festmesse in der Bürgeraalkirche in München mit Erzbischof Reinhard Kardinal Marx

25. Jahrestag der Seligsprechung von Pater Rupert Mayer SJ

Zum 25. Jahrestag der Seligsprechung von Pater Rupert Mayer SJ (1876–1945) hat der Münchner Erzbischof Reinhard Kardinal Marx am 3. Mai einen Festgottesdienst in der Münchner Bürgeraalkirche gefeiert. Mit ihm zelebrierte der Provinzial der Deutschen Provinz der Jesuiten, Pater Stefan Kiechle SJ. In der Unterkirche des Bürgersaals befindet sich seit 1948 das Grab von Pater Rupert Mayer.

In der Heimatdiözese des Seligen, Rottenburg-Stuttgart, zelebrierte Bischof Gebhard Fürst am 6. Mai in der Spaichinger Stadtpfarrkirche ein Pontifikalamt. Rupert Mayer hatte dort seine Kaplanzeit verbracht.

Jesuiten in Facebook

Seit einem Jahr ist die Deutsche Provinz auch in Facebook zu finden. Viele weitere Werke des Ordens stehen ebenfalls über diesen Weg mit ihren Freunden und Förderern in Kontakt. Via Facebook sind wir in einer neuen Weise verbunden mit den am Orden Interessierten, und bieten aktuelle Informationen über Jesuiten in aller Welt. Bei Facebook verweisen wir auch auf die Internetangebote einzelner Jesuiten, wie die Blogs von deutschen Scholastikern in Afrika, die aus erster Hand von ihrer Arbeit in Flüchtlingslagern berichten. Wir freuen uns, wenn Sie mit uns über Facebook in Verbindung bleiben.

Mehr unter www.facebook.com/jesuiten

Personalmeldungen

• *P. Holger Adler SJ* ist zum hauptamtlichen Geistlichen Leiter der Katholischen Studierenden Jugend (KSJ) auf Bundesebene gewählt worden.

Foto: KSJ



• *P. Klaus-Henner Brüns* betreut seit Anfang Mai für ein Jahr die deutschsprachige katholische Gemeinde in Gran Canaria.

• *P. Rainer Carls* hat das Gebetsapostolat in Schweden übernommen.

• *P. Wolfgang Felber* ist seit Anfang Juni Dekanatskrankenseelsorger in Berlin und wird darüber hinaus Seelsorger im neuen Berliner Flughafen, sobald dieser seinen Betrieb aufnimmt.

• *Stefan Hengst* wird ab Herbst als Kaplan in der Canisius-Pfarrrei in Berlin und in der Jugendseelsorge mitarbeiten.

• *P. Matthias Huber* übernimmt im Juni in München die Seelsorge bei den CJ-Schwestern in Nymphenburg.

• *P. Bernhard Knorn* wird nach dem Sommersemester neuer Subregens im Priesterseminar Sankt Georgen.

• *P. Hans-Joachim Martin* hat die Aufgabe des Pfarrers von St. Sebastian in Mannheim abgegeben

• *P. Nguyen Ngoc The* wurde neben seiner Mitarbeit in der Pfarrrei in Aarhus zum Nationalsekretär für das Gebetsapostolat in Dänemark ernannt.

• *Nguyen Quoc Trieu* wird ab Herbst in Göttingen als Kaplan in der Pfarrrei St. Michael mitarbeiten.

• *P. Georg Maria Roers* übernimmt im Sommer die Leitung der Glaubensinformation in Hamburg.

• *P. Felix Schaich* übernimmt im Herbst die ISG/KSJ-Jugendarbeit am Canisius-Kolleg in Berlin.

• *P. Christof Wolf* wurde zum Geistlichen Beirat der „Gesellschaft katholischer Publizisten“ gewählt.

Zusammengestellt von **Thomas Busch**

Jubilare

05.06.
P. Heribert Skirde
80. Geburtstag

06.06.
P. Helmut Schmitt
75. Geburtstag

20.06.
P. Wolfgang Abeler
75. Geburtstag

22.06.
P. Josef Bencsik
65. Priesterjubiläum

27.06.
P. Gerhard Sanders
75. Geburtstag

15.07.
**P. Friedhelm
Hengsbach**
75. Geburtstag

24.07.
P. Norbert Baumert
80. Geburtstag

27.07.
P. Alfons Höfer
75. Geburtstag

30.07.
P. Lothar Groppe
85. Geburtstag

31.07.
**P. Eugen Hillengass
P. Norbert Mulde
P. Bernhard Scherer
P. Horst Wernet
P. Hans Wisgickl**
50. Priesterjubiläum

03.08.
P. Gerrit König
60. Priesterjubiläum

03.08.
P. Alfons Deeken
80. Geburtstag

08.08.
Br. Christian Schmidt
80. Geburtstag

14.08.
P. Franz Jalics
65. Ordensjubiläum

16.08.
P. Karl Weich
80. Geburtstag

21.08.
P. Alois Parg
80. Geburtstag

22.08.
**P. Paul Greif
P. Werner Herbeck
P. Dieter Thiel**
50. Priesterjubiläum

24.08.
P. Wim Schellekens
60. Priesterjubiläum

27.08.
**P. Johannes
Bezikofer**
65. Priesterjubiläum

27.08.
Br. Günter Gattung
75. Geburtstag

03.09.
P. Peter Kegebein
50. Ordensjubiläum

04.09.
**P. Raimund Baecker
P. Peter Fresmann**
50. Priesterjubiläum

06.09.
P. Antonio Ponsetto
60. Ordensjubiläum

10.09.
P. Bernhard Dietrich
80. Geburtstag

13.09.
**P. Peter Ehlen
P. Ludwig Gleißner
P. Karl Weich
P. Wolfgang Thamm
P. Gundikar Hock**
50. Ordensjubiläum

15.09.
**P. Wolfgang Hundeck
P. Peter
Leutenstorfer**
65. Ordensjubiläum

18.09.
P. Karl Edmund Prier
75. Geburtstag

21.09.
P. Rüdiger Funiok
50. Ordensjubiläum

Verstorbene

P. Hans L. Martensen
* 07.08.1927
+ 13.03.2012
Von 1965 bis 1995
Bischof von
Kopenhagen

P. Friedrich Kretz
* 19.06.1927
+ 22.05.2012
Seelsorger

Wir gedenken im
Gebet auch der
Verstorbene aus
dem Kreis unserer
Leserinnen und Leser.
R.I.P.

Martin Maier: Der Mensch ist gut, nur die Leute sind schlecht

Martin Maier, langjähriger Chefredakteur der „Stimmen der Zeit“, hat im Herder-Verlag ein Buch über den Münchner Humoristen Karl Valentin (1882–1948) vorgelegt: „Der Mensch ist gut, nur die Leute sind schlecht“, heißt es und will auf 119 Seiten Sinn und Unsinn des großen Humoristen entschlüsseln. Akribisch durchforstet Maier dessen Werk und hält viele Zitate aus markanten Stücken bereit, die er in Themenwelten einzuordnen versucht. Da sind z.B. die Betrachtungen über das Wetter („Besser ein schlechtes als gar keines“). Gesprächsstoff bietet es ständig, auch wenn nichts daran zu ändern ist.

Valentins bewusste Satz-Verdrehungen und Wort-Zerlegungen mögen einen in den Wahnsinn treiben, sind zugleich aber legendär. In der „Orchesterprobe“ mit seiner Partnerin Liesl Karlstadt als Dirigent erzählt Valentin von der „Siebnerbahn“ auf dem Oktoberfest und meint damit die „Achterbahn“, die noch nicht ganz fertig war. Immer wieder entleert er in Sketchen die Sprache aller Sinne oder konkretisiert sie. Denn der Mensch wohnt nicht „in der Sendlinger Straße“, sondern in einem der Häuser, wo eine Treppe hinaufgeht und natürlich auch wieder hinunter.

Hinter Valentins Kampf mit der Sprache steckt der Kampf mit der Wirklichkeit, ist Martin Maier überzeugt. Wenn nach Martin Heidegger die Sprache das Haus des Seins sei, dann sprengt der Komiker dieses in die Luft.



Freiburg 2012, 120 Seiten

„Deshalb leuchtet ein, dass er sein Haus verkaufen und dafür aus Angst vor einem Meteoriteneinschlag in ein Bergwerk ziehen möchte.“ Mit seiner Begeisterung für Karl Valentin steht der Jesuit im katholischen Klerus nicht allein da. Sogar Papst Benedikt XVI. schätzt den Witz des Querdenkers und ist bekanntlich Träger des Karl-Valentin-Ordens.

Die „metaphysische Kurzformel“ lautet für Karl Valentin: „Jedes Ding hat drei Seiten, eine positive, eine negative und eine komische.“ Auch das Nachdenken über die letzten Dinge machte der Komiker zum Programm. So hält sein „Weltuntergang“ die Überraschung bereit, dass die Luft wie Schweinssulz zittert, die Vesuve Honig und Sauerkraut speien. Dann zerplatzt auf einmal panikartig ein alter Leberkäse – „und am Ende des Vortrags trat plötzlich der Schluss ein“. Für den Leser bleibt da nur noch der Trost: „Hoffentlich wird es nicht so schlimm, wie es schon ist.“ ■

Barbara Just

Das Buch kann online bestellt werden unter www.inigomedienn.org

Abschied aus Aachen, Essen und St. Kunigund in Nürnberg

Aachen

In Absprache mit den Verantwortlichen des Bistums Aachen hat der Provinzial der Deutschen Provinz der Jesuiten, Stefan Kiechle SJ, die Auflösung der Aachener Jesuitenniederlassung zum Ende des Jahres 2012 verfügt, in der zur Zeit vier Patres wohnen (Josef Bill, Johannes Günter Gerhartz, Heinz-Walter Hammes, Hans-Theodor Mehring).

Damit geht eine mehr als 400-jährige Geschichte des Ordens in Aachen vorerst zu Ende. Sie war schon mehrfach unterbrochen worden: durch das Verbot des Ordens durch den Papst (1773-1814), die Ausweisung aus dem Deutschen Reich im Kulturkampf (1872-1917), die Vertreibung durch die Nazis (1941-1945).

Ab 1962 waren und sind Jesuiten in Aachen wie bistumsweit tätig in der Jugendarbeit (Katholische Studierende Jugend/KSJ-ND, Haus Eich, Jugendwerk für internationale Zusammenarbeit, Bleiberger Fabrik, Schulseelsorge), in der Erwachsenenbildung (Männerseelsorge, Soziale Seminare, Katholische Akademie), im diözesanen und internationalen Kolpingwerk, in der Karls-Gilde, in geistlicher Begleitung wie Exerzitien, in der Seelsorge an den Kirchen Sankt Alfons und Sankt Peter, in der Klinikseelsorge, am Missionswissenschaftlichen Institut von Missio wie als Mitarbeiter von Misereor, in der Katholischen Glaubensorientierung.



Foto: SJ-Archiv

Aachener SJ-Residenz bei der Marienkirche (1851-1872)

Als „Stadtnomaden“ wohnten die Jesuiten in diesen Jahren zur Miete an verschiedenen Orten: in der Kleinmarschierstraße, der Eupener Straße, der Lothringer Straße, der Leonhardstraße, der Jägerstraße.

Der Satzung des Ordens folgend: „es ist unsere Berufung, in jedweder Gegend der Welt unterwegs zu sein und das Leben zu führen, wo mehr Dienst für Gott und Hilfe für die Seelen erhofft wird“, haben wir Patres in der Stadt wie im Bistum gern unsere Schuldigkeit getan. Leider musste der Provinzial aus Personal- und finanziellen Gründen jetzt die oben genannte Entscheidung treffen, die nicht nur von Seiten des Bistums bedauert wird.

Dankbar sind wir Jesuiten für alles Wohlwollen und Wohltun von Seiten der Menschen, die uns ihr Vertrauen geschenkt haben und schenken. ■

Hans-Theodor Mehring SJ

Abschied aus dem Ruhrgebiet

Mit einem feierlichen Gottesdienst werden sich die polnischen Jesuiten am 1. Juli 2012 von der Residenz an St. Ignatius in Essen verabschieden und die Stadt verlassen. Damit nimmt eine fast 400-jährige Tätigkeit der Jesuiten in der Mitte des Ruhrgebiets ihr Ende. Viele Bürger sehen darin ein Signal, dass die Gesellschaft Jesu die drittgrößte Metropollandschaft Europas mit rund acht 8 Millionen Bewohnern abgeschrieben hat. Das ist umso bedauerlicher, als das Ruhrbistum selbst um seine Existenz kämpft, obwohl die katholische Kirche bislang die einzige wirklich erkennbare Klammer dieser Landschaft ist. Nicht ohne Stolz hat es sich nach der Gründung des Bistums eingebürgert, den Bischof „Ruhrbischof“ zu nennen.

Der Vertrag, den die deutsche Provinz mit der südpolnischen über ein gemeinsames Projekt in Essen vor mehreren Jahren geschlossen hat, war gleichfalls ein deutliches Zeichen, dass die jahrzehntelange Verbindung zu Polen klar im Bewusstsein der Kirche stand und die Einbürgerung und Arbeit von polnischen Landsleuten wesentlich zur Gestaltung der von Kohle und Stahl geprägten Industrieregion beigetragen haben. Es spricht von Ratlosigkeit, wenn viele Gläubige glaubten, von polnischer Seite den Ruf nach einem „neuen Projekt“ heraushören zu können.

Vor 25 Jahren erschien ein Artikel „Fünffmal gerufen, viermal vertrieben“, der die wechselvolle Geschichte der Jesuiten in Essen beschrieb. In der Zeit der Gegenreformation rief die Fürstäbtissin sie nach Essen. Die lange Zeit führende Schule im Schatten des heutigen Doms, das Burggymnasium, ging auf ein Jesuitengymnasium zurück. In der Zeit des Kulturkampfes



Foto: Pohl

Gnadenbild in der Jesuitenkirche in Essen

machten Jesuiten ihren Dienst in einer alten Kupferschmiede unter den Arbeitern und bewiesen, dass der Kirche die sozialen Fragen sehr bewusst waren. Die Nationalsozialisten vertrieben die Jesuiten erneut. Nach dem Krieg blühte die schulische Jugendarbeit, brach auch ein Pater Leppich von Essen auf, um auf öffentlichen Plätzen landesweit für Christus zu werben.

Wenn die Jesuiten dieses Mal Essen verlassen, geht das wesentlich auf die Schwäche der heutigen deutschen Kirche zurück, die es nicht mehr versteht, hinreichend viele junge Menschen für das Ordensleben und den Dienst in der Kirche zu begeistern. Lange Jahre war das Ruhrgebiet auch eine Region, aus der sich der Ordensnachwuchs rekrutierte. Die Hoffnung, dass die Arbeit der Jesuiten in dieser Landschaft nicht für immer gestorben ist, bleibt. ■

Hans Waldenfels SJ

90 Jahre St. Kunigund in Nürnberg

Die Geschichte der Jesuiten in St. Kunigund begann mit einer Bitte von sechs Religionslehrern aus Nürnberg an das Erzbischöfliche Ordinariat Bamberg. In dem Brief vom 10. August 1920 heißt es: Man möge Jesuiten nach Nürnberg senden, um „die Schüler höherer Lehranstalten religiös weiterzubilden und Marianische Kongregationen zu gründen.“

Diese Bitte wurde von Bistum und Orden positiv beschieden und schon am 21. Januar 1921 kam mit P. Schalk der erste Jesuit nach Nürnberg. Ihm folgten im Laufe desselben Jahres sieben weitere Jesuiten.

Am 27. März 1922 wurde St. Kunigund offiziell als Pfarrei errichtet. Im Pfarrgebiet, einem der ältesten Industriegebiete von Nürnberg, lebten fast nur Arbeiter. Die Zahl der Katholiken betrug 3.500 neben 10.000 Andersgläubigen im selben Sprengel. Gottesdienste fanden erst in der Notkirche – einem ehemaligen Geräteschuppen – statt. Die Patres lebten anfangs in einer ehemaligen Wirtschaft, die man notdürftig renoviert hatte.

Man begann mit der Gründung von Vereinen für Frauen und Jugendliche, vor allem den Marianischen Kongregationen. Es folgte der Sportverein DJK Falke. Für die Schwestern der Pfarrei wurde bald ein Schwesternhaus gebaut, dann ein Kindergarten, und erst 1934 die neue Kirche.

Bis 2012 haben etwa 90 Jesuiten in St. Kunigund gearbeitet. Die offiziellen Pfarrer waren zugleich Superioren der Niederlassung: P. Hugo Aman, P. Ludwig Weickl, P. Anton Stricker, P. Georg Deichstetter, P. Karl Hofer, P. Hans Wisgickl, P. Markus Franz und P. Hans-Otto Husmann.



Foto: Sudy

Gottesdienst der Englisch sprachigen Gemeinde in St. Kunigund

Zur Ausstrahlung: Ausgehend von St. Kunigund wurde 1960 das Caritas-Pirckheimer-Haus im Zentrum der Stadt errichtet. Auch die Missionsprokur verdankt ihren heutigen Standort Pater Deichstetter, der damals Pfarrer von St. Kunigund war.

Am 6. Mai 2012 begehen die Jesuiten von Nürnberg zusammen mit den Marianischen Kongregationen, die von St. Kunigund aus gegründet wurden, das 90-jährige Jubiläum. Damit geht das langjährige Engagement der Jesuiten in St. Kunigund, das anfangs nur als „vorläufig“ geplant war, zu Ende. ■

Joe Übelmesser SJ

Autoren dieser Ausgabe



Holger Adler SJ
Hamburg. Geistlicher
Leiter der Kath. Studie-
renden Jugend (KSJ)



Axel Bödefeld SJ
St. Blasien.
Internatsleiter



**Hermann
Breulmann SJ**
Hamburg. Geistlicher
Rektor der Katholi-
schen Akademie



Jürgen Brinkmann
Hamburg. Beauftrag-
ter für die Seelsorge
an der Sankt-Ansgar-
Schule



**Godehard
Brüntrup SJ**
München. Professor
an der Hochschule
für Philosophie



Heinz Bude
Kassel. Professor für
Makrosoziologie an der
Universität Kassel



Thomas Busch
München. Öffentlich-
keitsreferent im
Provinzialat der
Jesuiten



John P. Foley SJ
USA. Cristo Rey Jesuit
High School



Ulrike Gentner
Ludwigshafen.
Referentin im
Heinrich-Pesch-Haus



Philipp Görtz SJ
Bad Godesberg.
Kollegseelsorger im
Aloisiuskolleg



Werner Holter SJ
Köln. Pfarrer in
St. Peter



Barbara Just
München. Redakteurin
der Katholischen
Nachrichten Agentur



Tobias Karcher SJ
Bad Schönbrunn (CH).
Direktor im
Lassalle-Haus



**Hans-Theodor
Mehring SJ**
Aachen. Katholische
Glaubensorientierung



Klaus Mertes SJ
St. Blasien. Kollegs-
direktor und
Chefredakteur
JESUITEN



Marco Mohr SJ
Berlin. Geistlicher
Leiter ISG/KSJ am
Canisius-Kolleg



Richard Müller SJ
München.
Bildredaktion
JESUITEN



Claus Pffuff SJ
Berlin. Schulseelsorge
im Canisius-Kolleg



Tobias Specker SJ
Frankfurt. Studium der
islamischen Theologie



Johann Spermann SJ
Ludwigshafen.
Direktor des Heinrich-
Pesch-Hauses



Joe Übelmesser SJ
Nürnberg. Seelsorger



Hans Waldenfels SJ
Essen. Emeritierter
Professor der
Fundamental-
theologie



Heinrich Watzka SJ
Frankfurt. Rektor der
Phil.-Theol. Hochschule
Sankt Georgen



**Tobias
Zimmermann SJ**
Berlin. Rektor des
Canisius-Kollegs

Hochschulen suchen Freunde



Foto:

Die beiden Hochschulen des Jesuitenordens in Deutschland sind heute nahezu die einzigen akademischen Einrichtungen der katholischen Orden Deutschlands. Fast alle Anderen haben ihre Tore geschlossen. Wir führen die Philosophisch-Theologische Hochschule in Frankfurt/Main und die Hochschule für Philosophie in München. An ihnen studieren Frauen und Männer, die später in ganz verschiedenen Berufen tätig sein werden.

Fast alle katholischen Orden kamen nicht umhin, ihre akademischen Einrichtungen wegen Mangels an Studenten zu schließen. Wir Jesuiten betreiben sie weiterhin – sogar mit einigem Erfolg –, weil wir der Überzeugung sind, dass die wissenschaftliche Reflexion auf der Grundlage des christlichen Glaubens gerade in der heutigen Zeit außerordentlich nötig ist. Wir wollen mit Philosophie und Theologie einen Beitrag dazu leisten, dass Europa auch im 21. Jahrhundert nicht nur technokratisch führend bleibt, sondern auch in Fragen der Weltanschauung, der wissenschaftlichen Reflexion und des christlichen Glaubens.

Dieser Einsatz kostet sehr viel Kraft und Geld. Wenn Sie mit uns der Meinung sind, dass diese Einrichtungen fortgeführt werden sollen, dann sind Sie sicher auch bereit, nach Ihren Möglichkeiten zu helfen. Dafür danken wir Ihnen jetzt schon ganz herzlich. Die Leitung des Ordens führt einen Fonds zur Erhaltung und Förderung der beiden Hochschulen. Wir schicken Ihnen gerne auf Anfrage genauere Informationen.



Herzlichen Dank

Eberhard von Gemmingen SJ

*Freunde der Gesellschaft Jesu e. V.
Ligabank BLZ 750 903 00
Konto 2 121 441
<freundeskreis@jesuiten.org>
Tél. 089/38185213 Fax 089/38185252*

Für Spenden ab 10 Euro erhalten Sie auf Wunsch eine steuerwirksame Zuwendungsbestätigung.

Bitte an der Perforation abtrennen

Überweisungsauftrag/Zahlschein

(Name und Sitz des beauftragten Kreditinstituts)

Empfänger (max. 27 Stellen)

FREUNDE GESELLSCHAFT JESU E. V.

Konto-Nr. des Empfängers

2121441

Bankleitzahl

75090300

LIGA Bank eG

Spende

für den Jesuitenorden

Name des Spenders: (max. 27 Stellen)

EUR

Betrag

ggf. Verwendungszweck

PLZ und Straße des Spenders: (max. 27 Stellen)

Kontoinhaber/Spender: Name, Ort (max. 27 Stellen)

Konto-Nr. des Kontoinhabers

19

Bitte geben Sie auf dieser Zuwendungsbestätigung Ihren Namen mit Anschrift an.

Beleg für Kontoinhaber/Spender

Konto-Nr. des Auftraggebers

Empfänger

Freunde der Gesellschaft Jesu e.V.

Konto Nr. bei

2 121 441 LIGA Bank eG

Verwendungszweck

EUR

Kontoinhaber/Spender

Datum

Der Beleg gilt als Spendenbescheinigung für Zuwendungen bis zu EUR 200,00 nur in Verbindung mit Ihrem Kontoauszug oder dem Kassenstempel des Geldinstituts.

(Quittung des Kreditinstituts bei Bareinzahlung)

Bitte geben Sie für die Spendenbestätigung Ihren Namen und Ihre Anschrift an.

Datum

Unterschrift

SPENDE

Bestätigung

Der Verein „Freunde der Gesellschaft Jesu“ ist durch Bescheinigung des Finanzamtes München vom 23.07.2009 (St.Nr. 143/240/20676) als ausschließlich und unmittelbar religiösen Zwecken dienend anerkannt.

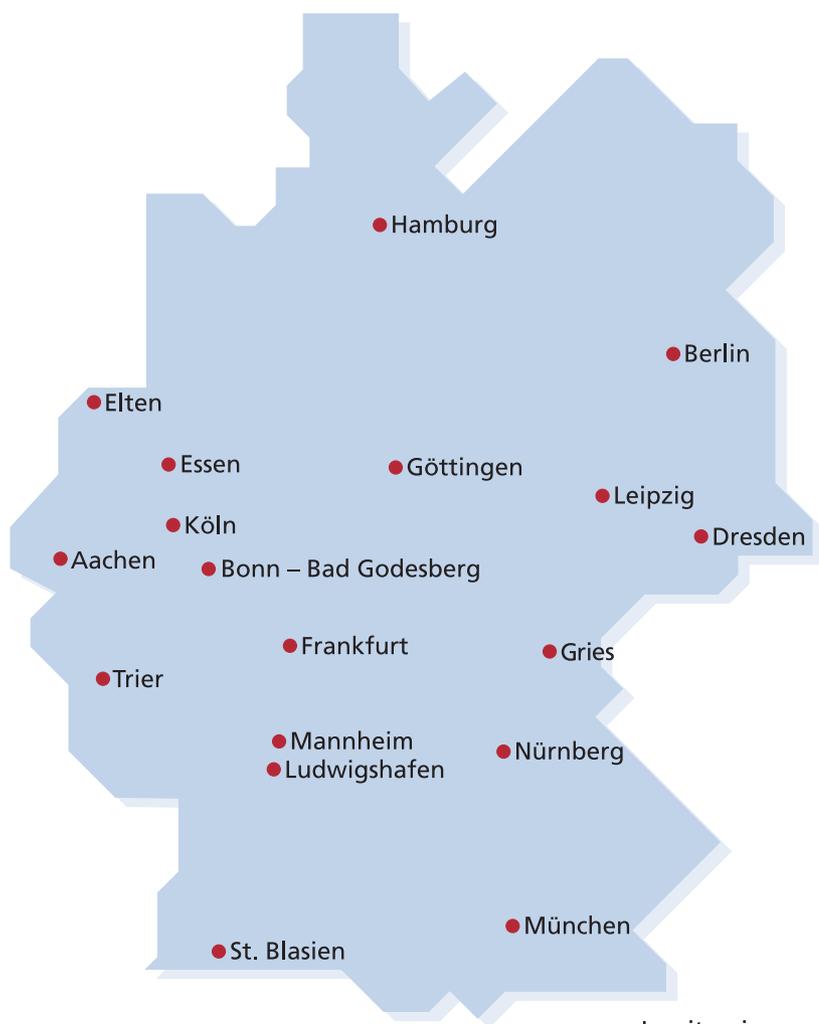
Wir bestätigen, dass wir den uns zugewendeten Betrag ausschließlich zur Förderung der Deutschen Provinz der Jesuiten und ihrer Projekte verwenden.

Bei Spenden ab EUR 10,00 erhalten Sie von uns unaufgefordert eine Spendenbescheinigung.

Freunde der Gesellschaft Jesu e.V.
Seestraße 14
80802 München

Jesuiten

Standorte der Jesuiten in Deutschland



Jesuiten in Skandinavien

- Århus
- Kopenhagen
- Stockholm
- Uppsala

Impressum

JESUITEN

Informationen
der Deutschen Provinz
der Jesuiten
an unsere Freunde
und Förderer

63. Jahrgang 2012/2
ISSN 1613-3889

Herausgeber und Copyright:

© Deutsche Provinz
der Jesuiten K.d.ö.R.

Redaktionsleitung:
Klaus Mertes SJ

Redaktion:

Dr. Thomas Busch
(Chef vom Dienst)
Holger Adler SJ
Bernd Hagenkord SJ
Bernhard Knorn SJ
Simon Lochbrunner SJ
Richard Müller SJ
(Bildredaktion)
Tobias Specker SJ
Martin Stark SJ
Johann Spermann SJ
Tobias Zimmermann SJ
Patrick Zoll SJ

Anschrift:

Redaktion JESUITEN
Seestraße 14
80802 München
Tel 089 38185-213
Fax 089 38185-252
redaktion@jesuiten.org
www.jesuiten.org

Layout:

Margot Krottenthaler
Leporello Company,
Dachau

Satz und Reproduktionen:

Martina Weinger, München

Druck:

Gebrüder Geiselberger
GmbH, Altötting
Printed in Germany

Erscheinungsweise:

Viermal im Jahr
Abonnement kostenlos

Nachdruck nach Rück-
sprache mit der Redaktion

